3. JAHRGANG · FOLGE 5
BERLIN, 1. MÄRZHEFT 1944

UNSER HEER

HERAUSGEGEBEN VOM OBERKOMMANDO DES HEERES

LIBRARY OF CONGRESS
SERIAL RECORD
JUL 29 1949
Copy

Rommel an der Kanalküste

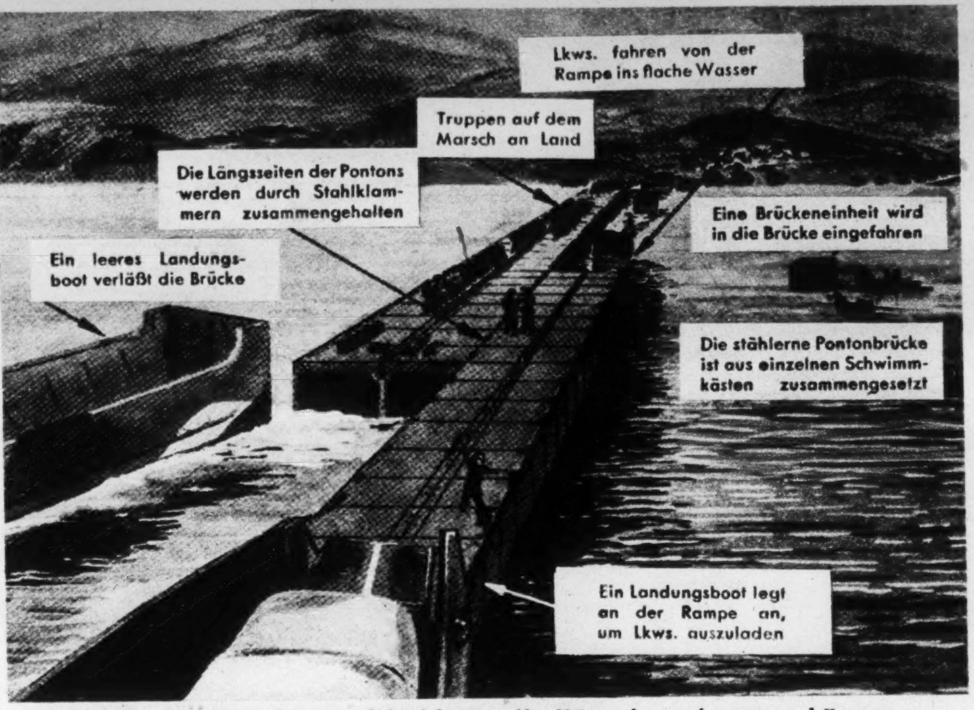
Bei einer Besichtigung der Verteidigungsanlagen an der niederländischen und belgischen Küste überzeugte sich der Generalfeldmarschall von der Stärke und Schlagkraft dieses gewaltigen Bollwerksystems   Aufnahme: Uffz. Jesse

JEDES VOLK HAT SEINEN TAG IN DER GESCHICHTE, DER TAG DER DEUTSCHEN ABER IST DIE ERNTE DER GANZEN ZEIT   SCHILLER

WOMIT SIE KOMMEN WOLLEN...

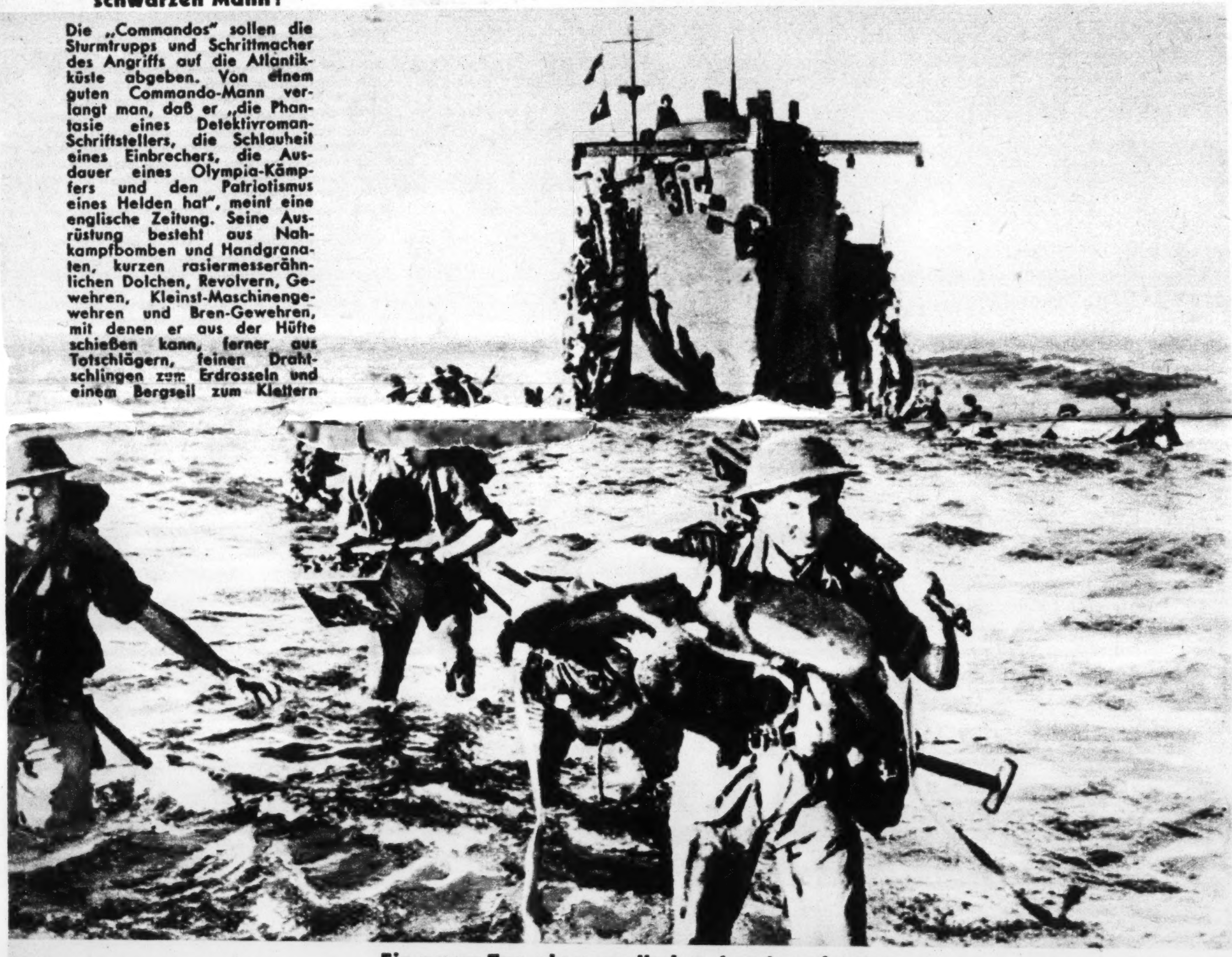
Wer hat Angst vor dem schwarzen Mann?

Die „Commandos" sollen die Sturmtrupps und Schrittmacher des Angriffs auf die Atlantikküste abgeben. Von einem guten Commando-Mann verlangt man, daß er „die Phantasie eines Detektivroman-Schriftstellers, die Schlauheit eines Einbrechers, die Ausdauer eines Olympia-Kämpfers und den Patriotismus eines Helden hat", meint eine englische Zeitung. Seine Ausrüstung besteht aus Nahkampfbomben und Handgranaten, kurzen rasiermesserähnlichen Dolchen, Revolvern, Gewehren, Kleinst-Maschinengewehren und Bren-Gewehren, mit denen er aus der Hüfte schießen kann, ferner aus Totschlägern, feinen Drahtschlingen zum Erdrosseln und einem Bergseil zum Klettern



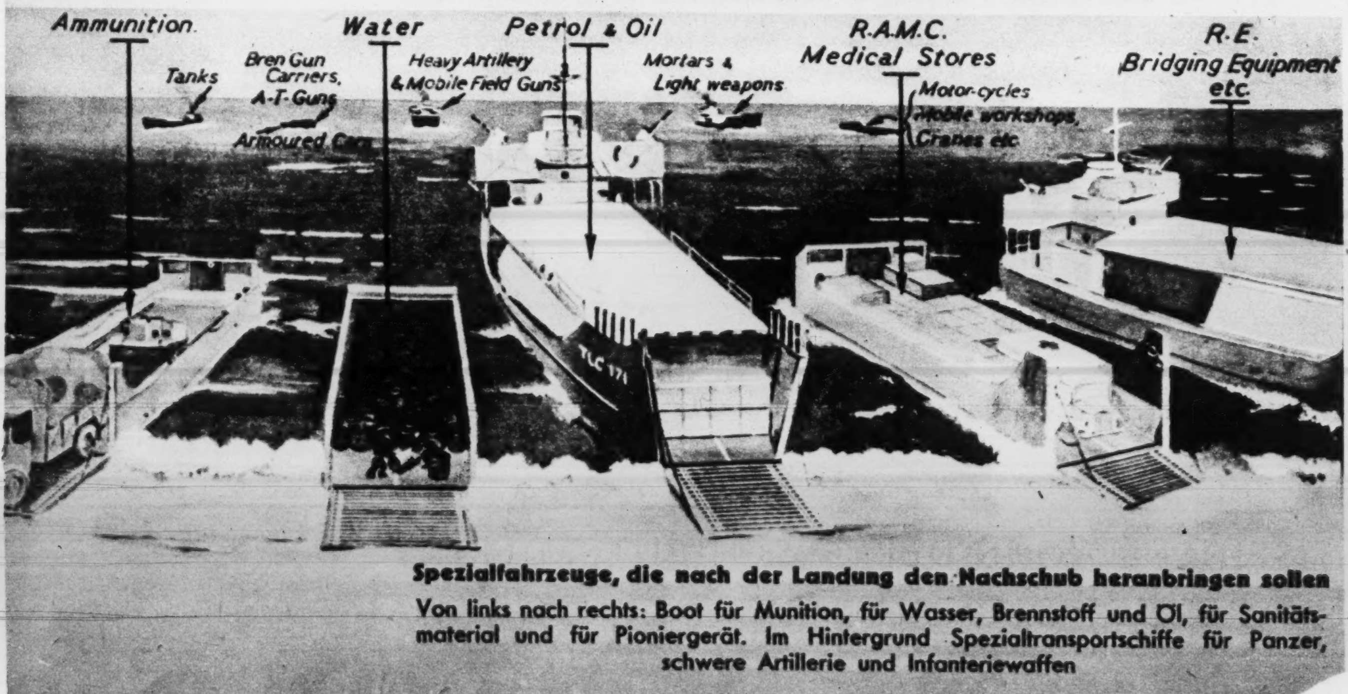
Wenn die Landungsboote nicht bis an die Küste herankommen können ...

Für diesen Zweck haben die Amerikaner stählerne Pontons konstruiert, die, eingefahren, eine Landungsbrücke ergeben



Ein neuer Typ eines englischen Landungsbootes

Von ihm aus gehen Landungstruppen in seichtem Wasser an Land



Spezialfahrzeuge, die nach der Landung den Nachschub heranbringen sollen

Von links nach rechts: Boot für Munition, für Wasser, Brennstoff und Öl, für Sanitätsmaterial und für Pioniergerät. Im Hintergrund Spezialtransportschiffe für Panzer, schwere Artillerie und Infanteriewaffen

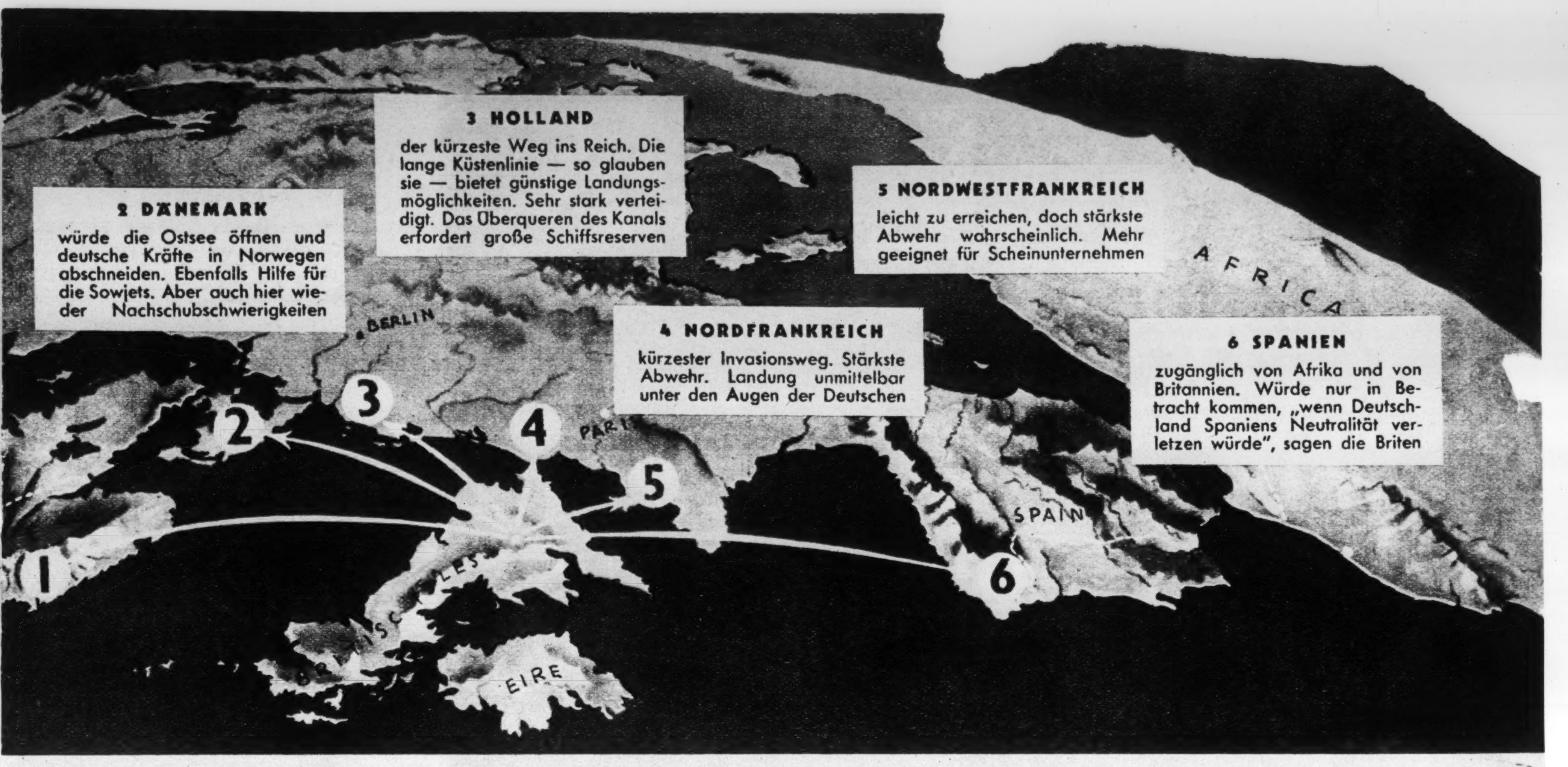
Europa und die Möglichkeit einer Invasio[n] von den britischen Inseln aus gesehen

Die Karte und die nebenstehenden Bilder wu[rden] den englischen Zeitschriften entnommen. Si[e] zeigen die Vielfalt der britisch-amerikanische[n] Vorbereitungen für eine Invasion. Werden si[e] nach dem langsamen Fortschreiten des italien[i]schen Unternehmens und dem Kriegsrat vo[n] Teheran an der Landung in Nord- oder Wes[t]europa vorbeikommen? Das ist die Frage, di[e] in diesen Monaten die ganze Welt beweg[t].

INVASIONSABENTEUER UND KRIEGSVERLUSTE

Winston Churchill, der schon im Weltkrieg 1914—1918 zunächst als Erster Lord der britischen Admiralität und dann nach einer vorübergehenden Abhalfterung infolge peinlicher Mißerfolge als Munitionsminister in der vordersten Reihe im Blockade- und Materialkrieg gegen das deutsche Volk gestanden hat, hat ein mehrbändiges Werk über den ersten Weltkrieg geschrieben. Als waschechter Brite bekannte er sich natürlich zu dem alten englischen Grundsatz, daß nicht di[e] Engländer kämpfen und bluten sollten, sondern andere Völker für Großbritanniens Reichtum und Macht die Kastanien aus dem Feuer zu holen hatten. Daß das deutsche Heer damals die Engländer erstmalig in ihrer Geschichte durch seine todesmutige Abwehrkraft in den Großschlachten auf Flanderns Erde und in Nordfrankreich zwang, sich selbst mit Millionenarmeen auf das Schlachtfeld zu begeben, haben die Engländer trotz Versailles innerlich nie ganz verwinden können. Die ungeheuerlichen Verluste, die England hierbei erlitt, hat Mr. Churchill zu seitenlangen Lamentos über die angebliche Sinnlosigkeit eines derartigen militärischen Einsatzes des Inselvolkes veranlaßt. „Die Machthaber Englands haben drei Jahre lang die Blüte der jungen Mannschaft Englands sinnlos beim vergeblichen Anrennen gegen die starken deutschen Stellungen geopfert. Zwei, selbst drei Tote mußte das englische Heer für einen gefallenen Verteidiger zahlen", schrieb Churchill wörtlich. Eben dieser hohe Blutzoll aber sei es gewesen, der es stets wieder verhindert habe, stark genug zu sein, jene zahlenmäßige Überlegenheit zu erreichen, die nach Churchills Auffassung „zum Siege notwendig" sei. Die britische Volkskraft könne sich aber derartige Opfer nicht leisten, ohne weiterhin abzusinken.

Auch in dem jetzigen Krieg ist die britische Regierung mitsamt Winston Churchill zweifellos mit dem festen Vorsatz hineingegangen, es diesmal nicht so weit kommen zu lassen, daß eine wirkliche Großschlacht mit englischen Truppen stattfände. Nachdem das deutsche Westheer die Briten bei Dünkirchen ins Meer gejagt hatte, wurde das englische Volk trotz aller defensiven Rüstungen und Heeresverstärkungen ständig in der willkommenen Illusion gehalten, es könne ohne größere Blutopfer mit Hilfe der Hungerblockade, des Luftterrors und einer zersetzenden Agitation den Krieg gewinnen. Als dann im weiteren Verlauf des Krieges die Sowjets die schier unerschöpflichen, stupiden Massen der Ostvölker in immer neuen Anstürmen gegen die deutsche Ostfront anbranden ließen, sprach man in England ganz ungeniert und tief befriedigt davon, daß man nunmehr ganz bestimmt auf der Insel sitzenbleiben und abwarten könne. Lediglich in Nord-



WATERLOO UND PASCHENDAELE

afrika seien größere Blutopfer zu bringen. Im übrigen aber sei man gewillt, dem deutschen Heer nach seiner Dezimierung durch die Menschen- und Materialmassen der Bolschewisten durch eine Landung mit geringstmöglichen Opfern an Menschen, Material und Tonnage schließlich den Fangstoß zu geben.

Eine schwerwiegende Erklärung

Aus diesen trügerischen Illusionen wurde das englische Volk plötzlich durch eine öffentliche Rede seines Premierministers Winston Churchill herausgerissen, der seinen überraschten und bestürzten Zuhörern am 9. November 1943 folgendes erklärte:

„Das Jahr 1944 wird seitens der britischen Heere die größten Opfer an Menschenleben fordern, und wir werden Schlachten durchkämpfen müssen, die bedeutend umfangreicher und kostspieliger sein werden als Waterloo. Die Trauer wird in vielen Familien Englands und der USA einkehren . . ."

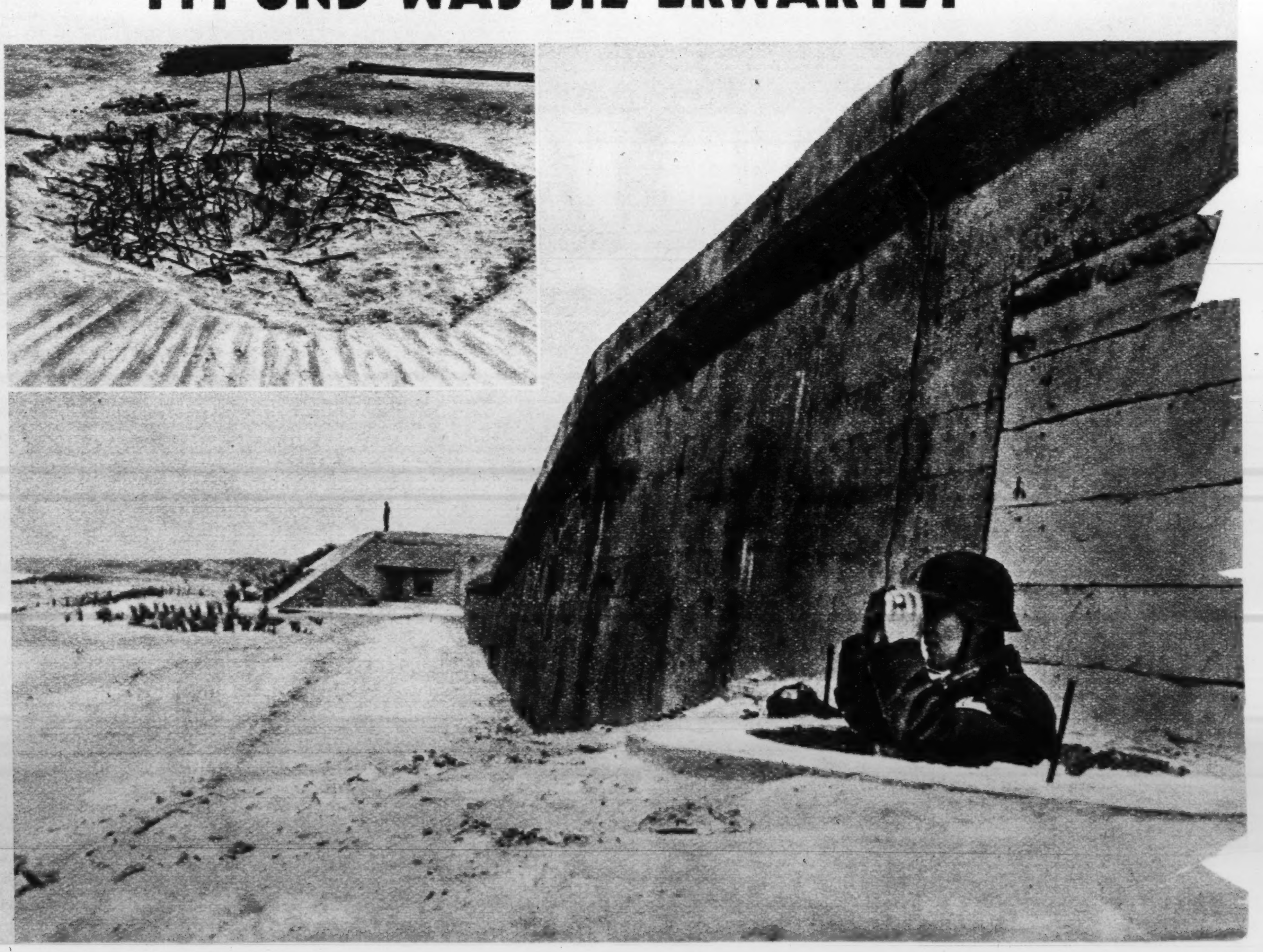
Was hatte, so fragte man sich, diesen plötzlichen Umschwung hervorgerufen? Wer zwang diesmal den gleichen Winston Churchill, der sich so mißmutig über die Blutopfer des Weltkrieges ausgesprochen hatte, erneut die „Blüte der jungen Mannschaft Englands gegen die deutschen Stellungen anrennen" zu lassen und wiederum die Substanz der schwachen englischen Volkskraft anzuzapfen? Die Antwort gab die neutrale Presse. Die ungeheuerlichen Verluste, die der Asiate Josef Dschugaschwili-Stalin seinen Armeen zumuten mußte, haben zu so massiven Auseinandersetzungen zwischen den Alliierten geführt, daß England sich zur Vermeidung schwerwiegender Folgen sofort zur Schlacht stellen muß. Die Härte und die Opferbereitschaft unseres Ostkämpfers ist es also, die letzten Endes auch diesmal die widerwilligen Engländer zwingt, ihre Heere in einem schier verzweifelten Anlauf gegen eine Abwehrfront anzusetzen, die ungleich stärker und fester gefügt ist als die im Grundwasser versinkenden deutschen Schützengräben der Flandernschlachten. Die Lehren der Kriegsgeschichte beweisen, daß seit jeher der Ansturm gegen starke und entschlossen verteidigte Befestigungssysteme die höchsten Verlustraten brachten, während die Verteidiger beim Einsatz aller militärischen Kunst und Kraft mit verhältnismäßig geringem Ausfall rechnen können.

Churchills ausdrückliche Bezugnahme auf die Schlacht von Waterloo gibt nun einen Hinweis auf die Höhe der blutigen Verluste, mit denen die englisch-amerikanische Kriegführung bei Eröffnung der zweiten Front rechnet. Die Schlacht von Waterloo fand am 18. Juni 1815 in Belgien statt und sah zunächst ein kleines britisches Söldnerheer von 24 000 Berufssoldaten mit rund 45 000 Mann nichtbritischen Hilfstruppen unter Herzog Wellington der zahlenmäßig überlegenen französischen Armee unter Napoleon gegenüber. Der späte Nachmittag fand die Engländer in schwerster Bedrängnis. Endlich trafen die verbündeten Preußen unter Marschall Blücher ein und trieben in ungestümem Anlauf die Franzosen in die Flucht, die zweifellos ohne das Eingreifen Blüchers den Sieg an sich gerissen hätten. Die Schlacht von Waterloo, von Churchill als eine britische Angelegenheit reklamiert, war also nicht nur ein preußischer Sieg, sondern ist, ohne daß es zu einer Niederlage kam, für die Briten eine sehr verlustreiche Schlacht gewesen; denn die Verluste betrugen 24 v. H.

Mr. Churchill ins Stammbuch

Ein glattes Viertel der Invasionskontingente ist also die Mindestzahl an Opfern, mit der sogar Mr. Churchill rechnet, wenn er ankündigt, daß die bevorstehenden Schlachten für die Engländer „weit kostspieliger als Waterloo" sein werden. Er ist dabei sehr vorsichtig und raffiniert in der Formulierung gewesen, um seinem Volk nicht einen ernsten Nervenschock angesichts der grausamen Wirklichkeit zu versetzen. Denn eine Verlustrate von mehr als 20 v. H. für eine Partei in der Schlacht ist zwar an sich hoch, stellt in der Kriegsgeschichte aber nichts Außergewöhnliches dar.

. . . UND WAS SIE ERWARTET



Steile Panzermauern verbinden die schweren Küstenbunker untereinander und riegeln besonders gefährdete Stellen ab. Sichernd sind in kurzen Abständen MG-, Schützen- und Granatwerferstände eingebaut. Das Bild oben zeigt die Wirkung einer feindlichen Sprengbombe auf der Decke eines Mammutbunkers — einige verbogene Rundeisen im Geflecht des Betonklotzes

Aufnahmen: Wette und Maier (OT)

Allein die englische Kriegführung kennt im Zeitraum von 1600 bis 1900 insgesamt 11 Landschlachten mit mehr als 20 v. H. Verlusten, die französische Kriegsgeschichte sogar 39 solcher Schlachten. Die Geschichte der ruhmgekrönten preußischen Armee verzeichnet im Verlauf von wenig mehr als einem Jahrhundert bis zum Feldzug gegen die Habsburger im Jahre 1866 etwa 20 solcher verlustreichen Landschlachten.

Der britische Premierminister, von dem man schließlich erwarten kann, daß er in der Kriegsgeschichte wenigstens des eigenen Landes einigermaßen Bescheid weiß, hätte jedenfalls weit instruktivere Beispiele anführen können, um seinen Landsleuten eine Vorstellung von dem zu geben, was einer Invasionsarmee bei der Annäherung oder beim Betreten des Kontinents seitens der deutschen Wehrmacht wartet. Er hätte hinweisen können auf die katastrophale Niederlage der Engländer beim Invasionsfeldzug in Spanien im Jahre 1707, wo der englische Feldherr seinen Vorwitz bei Almansa, dem Tor nach Innerspanien, mit einer vernichtenden Niederlage und dem Verlust von drei Viertel seines Heeres büßte. Hundert Jahre später verlor eine britische Armee wiederum in Spanien bei Albuera die Hälfte ihres Bestandes. Ein Ahnherr des heutigen britischen Premierministers büßte 1707 bei Malplaquet 27 v. H. seines Heeres ein.

Aber auch aus der Kriegsgeschichte anderer europäischer Länder hätten Winston Churchill zahlreiche schlagende Beispiele zur Verfügung gestanden, um die Kostspieligkeit des großen Invasionsabenteuers für das englische Volk zu illustrieren. Wir Deutschen können hierbei die Schlacht bei Sedan (1870) empfehlend in Erinnerung bringen, wo nur 6 v. H. des französischen Heeres dem Tod oder der Verwundung bzw. der Gefangenschaft durch die Armee unseres Moltke entging. Oder ein weiteres Beispiel: Die blutigste Schlacht der Kriegsgeschichte der letzten drei Jahrhunderte war vielleicht die Schlacht bei Zorndorf im Siebenjährigen Krieg zwischen den Preußen und Russen am 25. August 1758, wo die russischen Bataillone sich von den Salven der vorgehenden Regimenter Friedrichs des Großen reihenweise umlegen ließen und dabei doch den hartnäckigsten Widerstand leisteten. Die Russen verloren hierbei 40,3 v. H. ihres Bestandes an Toten und tödlich Verwundeten.

Britische Blutopfer im Weltkrieg

Alle diese Kriege der vergangenen Jahrhunderte hatten jedoch gegenüber dem Weltkrieg 1914 und dem Krieg, vor dessen Höhepunkten wir nunmehr stehen, das eine gemeinsam, daß stets nur ein relativ geringer Bruchteil der männlichen Mannschaft der beteiligten Völker und Länder den Soldatenrock trug, ausgenommen vielleicht zu Napoleons Zeiten, wo erstmalig die allgemeine Wehrpflicht in Erscheinung trat. Die Massenheere und die monatelang dauernden unaufhörlichen Schlachtenfolgen und Kämpfe an riesigen Fronten gibt es dagegen erst seit Beginn unseres Jahrhunderts. Um so auffälliger ist es, daß Churchill es anscheinend nicht gewagt hat, seinem Volk das Bevorstehende am Beispiel des letzten Weltkrieges klarzumachen. Denn was bedeutet selbst bei einer Inselbevölkerung von nur einigen Millionen der Verlust von 6000 Söldnern in der Schlacht von Waterloo für die Fortexistenz des britischen Volkes; das spürte man bei den englischen Krämern überhaupt nicht. Anders dagegen im Weltkrieg. Man muß also, um die Bedeutung der voraussichtlichen Invasionsverluste der Briten und Amerikaner richtig einzuschätzen, diese Verluste in ein Verhältnis setzen zu der Gesamtzahl der Wehrpflichtigen und zur Gesamtbevölkerung. Dies alles hat Mr. Churchill sehr sorgfältig hinter der unauffälligen Wendung „weit umfangreicher als Waterloo" versteckt. Wir wollen auch hierbei den Fuchs aus dem Bau holen.

Im Weltkrieg 1914—1918 hatte England 46 Millionen Einwohner. Davon waren 12,5 v. H. mobilisiert, das heißt 5 704 000 Mann oder 24,2 v. H. der gesamten männlichen Bevölkerung. Die britischen Verlustlisten wiesen nach vier Kriegsjahren rund 800 000 Mann oder 14 v. H. der Männer als „Tot" oder „Vermißt" aus. Verwundet wurden 1 663 000 Mann und 359 000 Engländer gerieten in Gefangenschaft. Der für die englische Volkskraft unwiederbringliche Verlust an Toten überstieg sogar prozentual gesehen die deutschen Verluste nicht unerheblich, obgleich das deutsche Volk sogar 39,6 v. H. seiner männlichen Bevölkerung von damals (33,5 Millionen Männer) zu den Waffen gerufen hatte. Noch schwerere Verluste als die Engländer hatten die Franzosen, bei denen 40,8 v. H. der Männer mobilisiert waren, mit 1 245 000 Toten, das sind 15,6 v. H. der männlichen Bevölkerung Frankreichs.

Dreimal soviel Tote ...

Die amtliche deutsche Monatsschrift „Wirtschaft und Statistik" veröffentlichte 1922 eine Tabelle, welche erstmalig einen Vergleich zwischen den deutschen und den britischen Verlusten an der Westfront vom Februar 1915 bis November 1918 ermöglichte. Die Zahlen bestätigen vollkommen die mißvergnügten Feststellungen Churchills über das Mißverhältnis der beiderseitigen Verluste. Denn man zählte auf englischer Seite in diesem Zeitraum an der französisch-belgischen Front insgesamt 558 000 Tote, während das deutsche Heer an den gleichen Frontabschnitten im gleichen Zeitraum 253 805 Gefallene zu beklagen hatte. Ein ähnliches Mißverhältnis lag auch für die Zahl der Verwundeten vor. Bei den gescheiterten und in Blut erstickten Durchbruchsversuchen der Engländer und Franzosen im Herbst 1915 opferte die Entente zwecklos nahezu 200 000 Mann, während die deutschen Verbände noch nicht ein Fünftel an Ausfällen zu verzeichnen hatten und das vorübergehend gewonnene Gelände schließlich dem Feind wieder entrissen wurde.

(Fortsetzung auf Seite 7)

1 33 Landser haben in dem Wagen je einen bequemen Liegeplatz und Sitzplatz, einen Platz für ihr Gepäck, einen Mantelhaken und einen Gewehrhalter

LIST UND TÄUSCHUNG

DEN ALTEN NICHT NEU — DEN JUNGEN ZUR ANREGUNG

Es ist bekanntlich ein Erbübel der Deutschen, in allzu großer Objektivität dem Fremden und dem Gegner immer mehr zuzutrauen, als tatsächlich in ihm steckt. So geht es auch mit allen Kniffen der Kriegslist. Es gibt Soldaten, die davon überzeugt sind, daß die Sowjets schlauer und gewandter sind als wir. Diese Vorstellungen hemmen die eigene Gedankenfreiheit im Kampf.

Wir lehnen selbstverständlich eine Kriegslist ab, die darin besteht, mit erhobenen Händen dem Feind entgegenzugehen, um ihn auf kurze Entfernung überraschend zusammenzuschießen. Im übrigen aber müssen wir uns bei jeder Kampfhandlung überlegen, wie wir durch geschickte Irreführung des Feindes eigene Opfer sparen können.

Ich berichte über einige Kniffe der Täuschung und List, die alten Soldaten nicht neu sein dürften, jungen aber zur Anregung dienen können.

1. Die Kompanie hatte ein ausgedehntes Dorf zu verteidigen, der Feind lag in einem schluchtenreichen Gelände auf 1200 Meter gegenüber. Zu ihm hin lief ein vorspringender Ortsteil, der ihn zu ständiger Spähtrupptätigkeit reizte. Nach Gefangenenaussagen lag uns gegenüber eine besonders ausgesuchte und ausgebildete Stoßtruppkompanie der Sowjets. Sie wollten uns die vordersten Häuser jenes Dorfzipfels abkneifen und sich bei uns festsetzen.

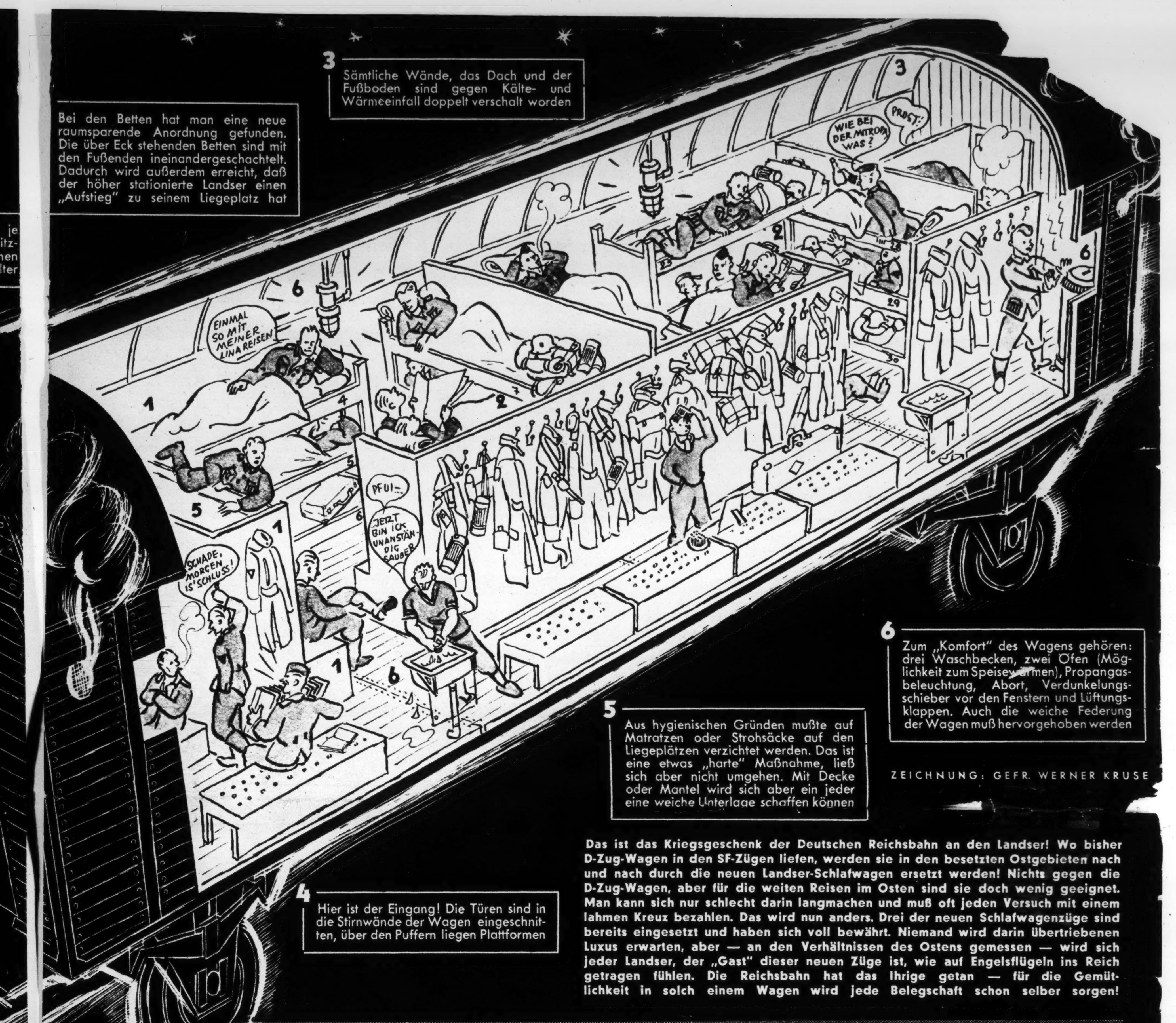
Wir zeigten am Tage in den fraglichen Häusern auffällige Postenaufstellungen und Ablösungen. Für die Nacht wurden je zwei Gruppen abseits der Häuser bereitgelegt.

Der Feind schlich sich in der Dunkelheit heran, was vorgeschobene Horchposten meldeten. Er „stürmte" handstreichartig das vorderste, nun leere Haus mit Handgranaten, geballten Ladungen und Brandflaschen. In diesem Augenblick sprangen die vier Gruppen auf und machten den völlig verwirrten Feind in Stärke von 35 Mann nieder.

2. Die Kompanie verteidigte im Winter bei etwa 30 Grad Kälte ein anderes Dorf gegen den Feind, der mit Pak, Granatwerfern und Gewehrschützen die Feuerüberlegenheit hatte.

Mehrere Häuser wurden als Scheinstellungen ausgebaut. In ihnen wurde geheizt, während die Schornsteine der tatsächlich besetzten Häuser nicht rauchen durften. Ab und zu gab ein MG aus der Scheinstellung einige Feuerstöße ab, um dann wieder eiligst zu verschwinden. Nach einigen Tagen waren diese Häuser von den genau schießenden feindlichen Pak und Granatwerfern zusammengeschossen. Diese Zeit hatte genügt, um die übrigen Häuser für Kampf und Deckung gut auszubauen.

3. Eine vorspringende Waldecke lag auf 300 Meter



ZEICHNUNG: GEFR. WERNER KRUSE

Das ist das Kriegsgeschenk der Deutschen Reichsbahn an den Landser! Wo bisher D-Zug-Wagen in den SF-Zügen liefen, werden sie in den besetzten Ostgebieten nach und nach durch die neuen Landser-Schlafwagen ersetzt werden! Nichts gegen die D-Zug-Wagen, aber für die weiten Reisen im Osten sind sie doch wenig geeignet. Man kann sich nur schlecht darin langmachen und muß oft jeden Versuch mit einem lahmen Kreuz bezahlen. Das wird nun anders. Drei der neuen Schlafwagenzüge sind bereits eingesetzt und haben sich voll bewährt. Niemand wird darin übertriebenen Luxus erwarten, aber — an den Verhältnissen des Ostens gemessen — wird sich jeder Landser, der „Gast" dieser neuen Züge ist, wie auf Engelsflügeln ins Reich getragen fühlen. Die Reichsbahn hat das Ihrige getan — für die Gemütlichkeit in solch einem Wagen wird jede Belegschaft schon selber sorgen!

Der Landser-Schlafwagen

in der Flanke der Kompaniestellung. Von dort schossen feindliche Gewehrschützen in unangenehmer Weise.

Wir beobachteten ihre Postenablösung und merkten uns die Zeiten. Es wurde zunächst verboten, zur Waldecke zu schießen. Nach drei Tagen vollzogen sich drüben Postenablösung und Aufstellung völlig friedensmäßig.

Am vierten Tage lagen die vier Zielfernrohrschützen der Kompanie getarnt auf der Lauer. Wir wählten die Mittagszeit, in der der Mensch am schläfrigsten ist. Als zur bekannten Stunde die Ablösung erschien, wurden durch schlagartig überraschendes Feuer unserer Scharfschützen die vier ablösenden Posten zusammengeschossen. Es gab für mehrere Tage Ruhe.

4. Das gegenüberliegende Dorf war vom Feind stark besetzt. Besonders die Häusergruppe am weitesten links ärgerte uns durch ihre gute Dekkungsmöglichkeit für den Feind. Ihn und diese Häuser wollten wir in einer Nacht vernichten.

Eine Gruppe, mit Munition reichlich ausgestattet, führte ab 23 Uhr in breiter Front einen Scheinangriff auf den entgegengesetzt liegenden Ortsteil. Sie verwickelte den Feind in ein immer lebhafter werdendes, anderthalbstündiges Feuergefecht. Granatwerfer täuschten Angriffsvorbereitungen durch Feuer vor. Man hörte Schreien und Bewegung zu dem scheinbar bedrohten Ortsteil hin.

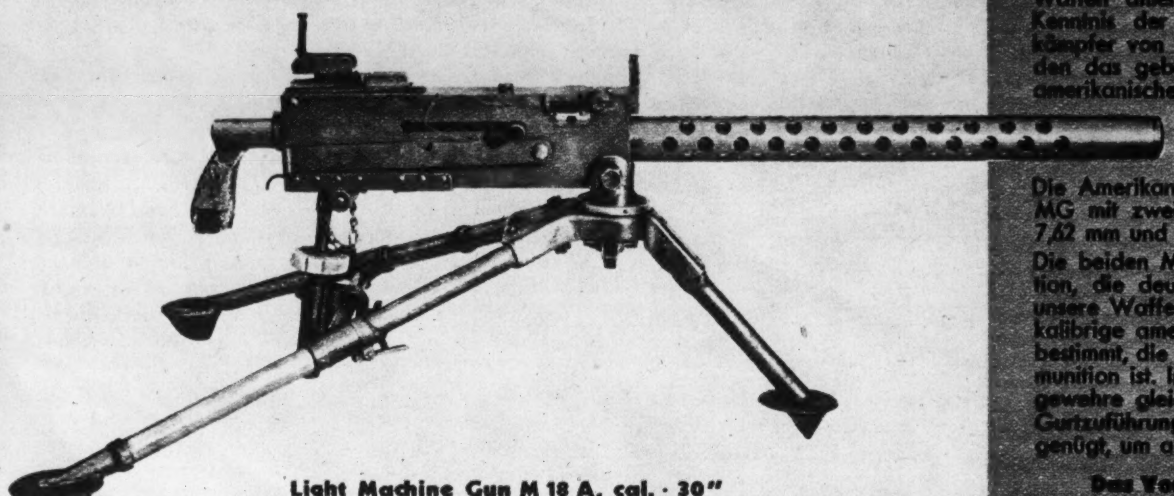
In diesem Augenblick brach ein starker Stoßtrupp lautlos in den linken Ortsteil ein, erbeutete zwei MG und steckte die Häuser nach einem vorbereiteten Plan in Brand. Der Rückweg wurde durch nun einsetzendes Abriegelungsfeuer von Artillerie, Pak und Granatwerfern ermöglicht.

5. Der Feind war nach mehrstündigem, hartem Nachtgefecht in einen Teil eines von der Kompanie verteidigten Dorfes eingedrungen. Er lag nun auf Wurfweite gegenüber. Die eigene Munition war fast zu Ende. Jeder hatte noch zwei bis drei Schuß, MG hatten sich verschossen. Der Feind war an Zahl stark überlegen. Setzte er zu neuem Angriff an, so war die Kompanie verloren. Bewegungen waren im Feuerschein ausgeschlossen. Außerdem begann hinter dem Dorf ein weit einzusehender Schneehang.

Auf Pfiff verschossen wir schlagartig unsere letzte Munition und riefen dazu, so laut wir konnten, Hurra. Im Feuerschein sahen wir mehrere Sowjets weglaufen. Es wurden bald mehr. Daraufhin stürzte die Kompanie vor, rief dauernd noch Hurra und warf den Feind in einem Zuge hinaus. Diese Reihe wird jeder alte Osthase aus Erfahrung oder Phantasie noch fortsetzen können. Immer kommt es darauf an, sich in den Feind hineinzuversetzen und die moralische Wirkung des eigenen Feuers oder Angriffs auf ihn im rechten Augenblick nicht zu unterschätzen. *Hauptmann H. Beck*

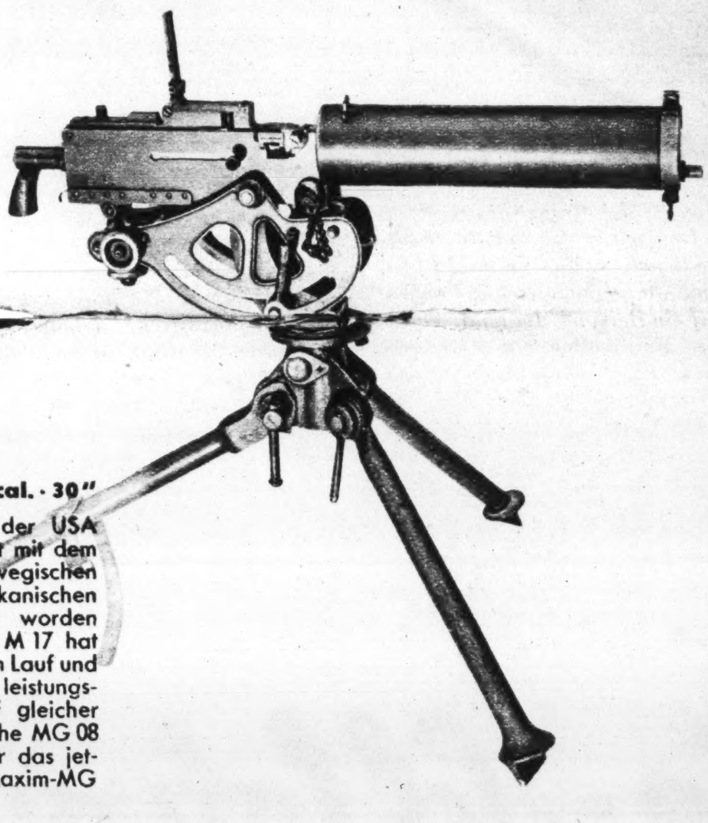
affen aus Italien:

AMERIKANISCHE MASCHINENG



Light Machine Gun M 18 A, cal. · 30"

Dieses leichte MG, das in gleicher Form auch in Kampfwagen eingebaut ist, entspricht im Gewicht etwa unserem s MG 34 bzw. 42. Mit rund 600 Schuß/Min. erreicht die Waffe aber noch nicht die Hälfte der Feuergeschwindigkeit des MG 42. Schießen von der Hüfte in der Bewegung oder im Liegen von einem Zweibein ist nicht vorgesehen. Die Waffe muß zum Schießen immer auf die Dreibeinlafette gesetzt werden. Abgabe von lang anhaltendem Dauerfeuer (mehrere Gurte hintereinander) ist nicht möglich. Der luftgekühlte Lauf hält diese Belastung nicht aus. Laufwechsel ist schwierig und im Gefecht kaum durchführbar



Machine Gun M 17, cal. · 30"

Dieses mittlere MG der USA hat große Ähnlichkeit mit dem polnischen und norwegischen s MG, die der amerikanischen Waffe nachgebildet worden sind. Das USA-MG M 17 hat einen wassergekühlten Lauf und steht gewichts- und leistungsmäßig ungefähr auf gleicher Stufe wie das deutsche MG 08 des Weltkrieges oder das jetzige russische Maxim-MG

Machine Gun M 2, cal. · 50"

Das großkalibrige MG M 2 ist eine Sonderwaffe der Amerikaner, die hauptsächlich zur Bekämpfung von Panzerspähwagen und Flugzeugen vorgesehen war, jetzt aber auch gegen lebende Ziele eingesetzt wird. Schußweite bis 5000 m. Diese Waffe ist auch in Kampfwagen und Flugzeugen eingebaut

Im süditalienischen Kampfraum werden immer mehr Waffen amerikanischer Fertigung erbeutet. Da die Kenntnis der Feindwaffen jedem deutschen Frontkämpfer von Nutzen sein kann, soll im Nachstehenden das gebracht werden, was zur Bedienung der amerikanischen MG notwendig ist.

Die Amerikaner führen drei äußerlich verschiedene MG mit zwei verschiedenen Kalibern (Kal. · 30" = 7,62 mm und Kal. · 50" = 12,7 mm).

Die beiden MG Kal. · 30" verschießen Gewehrmunition, die deutschen Patronen ähnelt, aber nicht in unsere Waffen geladen werden kann. Für das großkalibrige amerikanische MG ist eine Sondermunition bestimmt, die bedeutend größer als normale Gewehrmunition ist. In ihrer Bauart sind die drei Maschinengewehre gleich (System Browning-Rückstoßlader mit Gurtzuführung), so daß die Kenntnis eines Modells genügt, um alle drei Arten bedienen zu können.

Das Vorbereiten der MG zum Schießen

wird sinngemäß wie bei deutschen Waffen durchgeführt. Also, Lauf nachsehen, Gangbarkeit der beweglichen Teile durch Vorführen und Zurückziehen des Schlosses überprüfen, alle Reibestellen ölen und Schloß nachsehen. Patronengurte müssen sauber sein, alle Geschoßspitzen müssen auf einer Höhe liegen.

Laden und Entladen

Gefüllten Patronengurt von links einführen, mit der rechten Hand anziehen, dann Spanngriff ganz zurückziehen und wieder loslassen.

Die Waffe ist gespannt und geladen

Zum Entladen den Deckel öffnen, Gurt entnehmen und durch eine Ladebewegung die im Lauf befindliche Patrone entfernen.

Schloß- und Laufwechsel

(gleichzeitig Zerlegen der Waffe)

1. Entladen.
2. Schloß zurückziehen mit dem rechts seitlich liegenden Schieber in rückwärtiger Stellung festlegen; fehlt dieser Schieber in rückwärtiger Stellung, dann festhalten.
3. Mit einem Schraubenzieher die aus dem Bodenstück herausstehende Federführungsstange eindrükken und durch eine Drehung um 90 Grad mit dem Schloß kuppeln (Bild 1), so daß sich das Schloß im Kasten ohne jede Federspannung frei bewegt.
4. Bodenstücksperre nach vorn drücken und Bodenstück mit Handhabe nach oben entfernen (eventuell durch Klopfen mit geeigneten Hilfsmitteln, Bild 2).
5. Schloß am seitlichen Spanngriff zurückziehen und diesen in hinterster Stellung nach rechts herausziehen und Schloß entnehmen (Bild 3).
6. Den rechts seitlich in einer Bohrung der Kastenwand liegenden Druckbolzen mit einem Dorn oder einer Patrone eindrücken und die Laufvorholeinrichtung mit der Gleitvorrichtung und dem Lauf aus dem Waffengehäuse entnehmen (Bild 4).
7. Die Laufvorholeinrichtung von Gleitvorrichtung trennen, dazu den Schleuderhebel nach vorn umlegen.
8. Den Lauf aus der Gleitvorrichtung herausschrauben, dabei muß auf die Zahl der Einstellmarke für die Laufsperre geachtet werden.

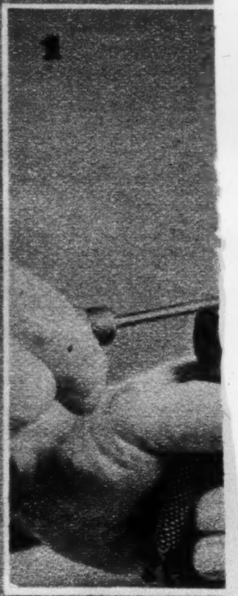
Das Zusammensetzen erfolgt sinngemäß in umgekehrter Reihenfolge, dabei folgendes beachten: Beim Zusammensetzen der Laufvorholeinrichtung mit der Gleitvorrichtung müssen die rückwärtigen Nasen des Schleuderhebels sich gegen den Kopf des Ansatzes der Gleitvorrichtung stützen. Die Ansätze der Laufvorholeinrichtung so weit einschieben, bis sich der Schleuderhebel umlegen läßt und hinter den Kopf des Ansatzes der Gleitvorrichtung greift.

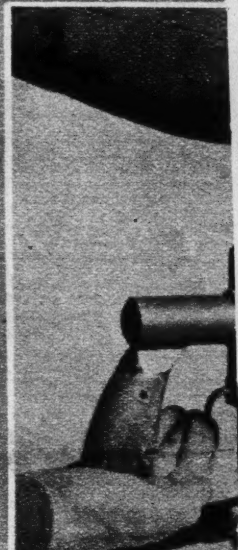
Der Lauf muß immer gleich tief in die Gleitvorrichtung eingeschraubt werden, wobei auf die Zahl der Einstellungen geachtet werden muß.

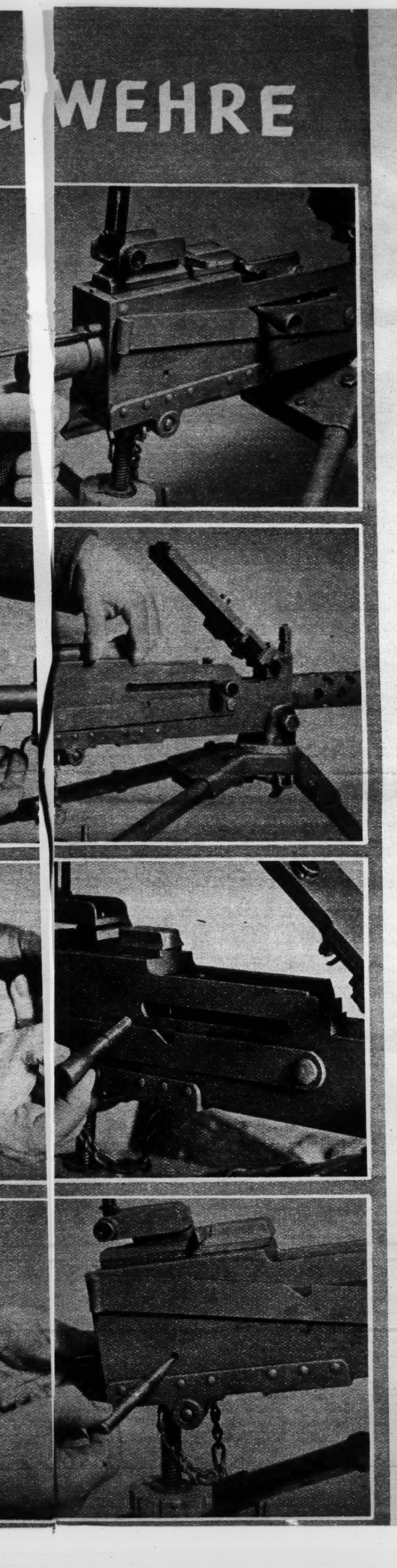
Die Diopter-Visierung der USA-MG wird manchem deutschen Soldaten eigenartig erscheinen. Beim Zielen muß das Korn genau in der Mitte der Lochkimme stehen. Da die Visiere auch seitlich einstellbar sind, muß stets darauf geachtet werden, daß in direktem Schuß das Visier in der Mitte, auf der 0-Stellung, steht. Die Zahleneinteilung ist in je 100 Yard gegeben, wobei 100 amerikanische Yard gleich 91 Meter sind.

Wenn diese kurzen Hinweise auch nicht alles bringen, was zur vollen Beherrschung der amerikanischen MG notwendig ist, so dürften diese doch genügen, um im Notfalle mit USA-MG schießen zu können.

Zusammengestellt: Oberleutnant (W) Morawietz
Aufnahmen von Leutnant Erich Bauer







IM VISIER:

Französisches Schicksal

Prüft man die Geisteshaltung der französischen Verwaltung, die gerade in den schweren Zeiten dem Lande das Rückgrat geben sollte, so findet man ein durchaus unglückliches Ergebnis. Sollte man es für möglich halten, daß eine Administration planmäßig ihr eigenes Volk verärgert, durch lächerlich geringe Taxpreise die landwirtschaftliche Produktenabgabe unmöglich macht, ihre eigenen Mitbürger zu Hunger und Aufruhr treiben will (dabei immer die Schuld perfide auf die deutsche Besatzung schiebend), nur um eine Politik der deutsch-französischen Zusammenarbeit zu sabotieren? Es gibt in der Verwaltung Figuren, welche die Anlage von großen Lebensmittellagern, Benzinvorräten usw. betreiben wollen, um im Augenblick des Einzugs der „Befreier" diese auszuhalten. Diese Schwachköpfe sehen nicht, daß solcher Zauber nur zehn Tage währen dürfte, und daß dann das Volk unter härterer Knechtschaft arbeiten und hungern müßte wie in Nordafrika, in Korsika, wie in Italien. Kaum einer in Frankreich scheint fähig, diesen so einfachen Gedankengang abzuwickeln. Das geistige Abdanken gerade in der in Frankreich stets bestimmenden Bourgeoisie hat wahrlich einen gefährlichen Grad erreicht. Man wäre versucht, an jene Epoche der französischen Dekadenz in den 80er Jahren des vorigen Jahrhunderts zu denken, da Taine die Schäden der Nation aufzeigte, aber nur Verzicht und Passivität als Ausweg fand, und da Renan das furchtbare Wort sprach: „La France se meurt, ne troublez pas son agonie — Frankreich stirbt, stört ja nicht seinen Todeskampf".

In der Masse der Bourgeoisie machen sich zwei französische Nationallaster breit: Heuchelei und kleinliche, neidische Rachsucht. Leute, die sich mit deutschen Aufträgen millionenschwer die Taschen füllen und treue Zuneigung heucheln, sind aktivste Handlanger des Gaullismus und unterstützen „moralisch" und finanziell Terrorgruppen. Wie kleinlich ist der Franzose bereit, an allem Widrigen den Deutschen die Schuld beizumessen und daraus sein politisches Weltbild abzuleiten. Ein Freund aus alter französischer Familie sagte mir kürzlich, auf ein Beispiel deutend, voller schmerzlicher Ironie: „Wie wollen Sie verlangen, daß ein Besitzer, dem in kurzer Zwangseinquartierung Salatbeete zertrampelt wurden und ein paar Fauteuils zum Teufel gingen, sich zur Kollaboration bekennt? Er kennt nur eines: Revanche." Es ist die gleiche Kleinlichkeit, die den Franzosen heute unfähig macht, einen größeren europäischen Standpunkt einzunehmen, diese unheilvolle Mischung von Revanchegelüsten, persönlicher Bequemlichkeit, mißgeleiteten patriotischen Gefühlen, die, wie ein Pariser Publizist klagt, „zur Verschlammung der Gehirne führt". — —

In Grenoble sah ein Reporter einen wohlsituierten Bürger, einen Vater, der seinen arbeitsscheuen Sohn, wohl mit Geld und Gut versehen, zu den Terroristen in die Berge geschickt hatte. Jetzt, zu Wintersanfang, irrt der Vater verzweifelt umher und findet keine Spur seines verlorenen Kindes mehr. Vielleicht ist es längst zum mehrfachen Mörder geworden, vielleicht schon längst gestorben und im Walde verscharrt. Aber ist es nicht Schuld der Verantwortlichen in Vichy, wenn junge Bürgersöhne sich unter kommunistische Mörder reihen? Schuld der Verantwortlichen, die es nicht verstanden haben, der Jugend ein wahres Ideal zu geben, sie in eine rechte Bahn zu leiten und vor allem ihr das Vorbild einer geraden Haltung vorzuleben. Gewiß, niemand wird die lange Dauer der Besatzung unberücksichtigt lassen, die nun schon ins vierte Jahr geht. Aber sind alle jetzt vermeidbaren Härten und die Dauer nicht auch auf das Konto jener zu setzen, die mit doppeltem Boden spielten und Chancen vergaben, getarnt hinter falschem Patriotismus oder geblendet durch für echt gehaltene vaterländische Gefühle? Heute muß, und sei es mit Gewalt, darüber gewacht werden, daß dem bolschewistischen Feind Europa keine schwache Flanke biete.

Wie schwer ist es gerade für den, der Frankreich zu kennen meint und schätzt, ein Urteil zu fällen, eine Voraussage über sein Schicksal zu treffen. Soll man überheblich lächeln über das französische Abdanken? Dazu ist Frankreich zu unmittelbar am Leben Europas beteiligt. Soll man Land und Leute herablassend bemitleiden? So tief ist Frankreich noch nicht gesunken. Es bleibt vielmehr die Hoffnung, daß sich die gesunden Kräfte durchsetzen, die ihrem Land die nationale Revolution und seinen Platz auf dem Kontinent sichern wollen. Junge Franzosen käm[illegible]ll an der Ostfront. Französische Arbeiter bauen in ihrer anerkannten Qualität mit an dem Werk eines besseren Europa. Ihnen gebührt in Frankreich die Schaffung einer wahrhaft sozialen Neuordnung. La France se meurt? Nein, Frankreich muß leben!

Georg Bräutigam

Waterloo und Paschendaele

(Fortsetzung von Seite 4)

Die blutigsten Verluste des ganzen Weltkrieges mußten die Engländer jedoch in der Sommeschlacht ertragen, die vom 24. Juni bis 26. November 1916 dauerte. Vergeblich rannten die Engländer mit zahllosen Elitedivisionen und einer unübersehbaren Munitionsmenge in einer gigantischen Materialschlacht gegen die zäh ausharrenden deutschen Divisionen an. Die fünfmonatige Riesenschlacht mit 47 ausgesprochenen Großkampftagen endete praktisch ergebnislos mit einem Verlust von 103 401 toten Engländern und 317 377 verwundeten Briten, während die Verluste der unvergleichbar heldenhaft kämpfenden deutschen Armeen sich auf etwa ein Drittel der feindlichen Ausfälle beschränkten. Der Gesamtausfall der Engländer an Toten, Vermißten, Verwundeten und Gefangenen betrug allein in den Sommeschlachten rund dreiviertel Millionen Mann.

Das englische Volk packte damals das Grauen. Aber stur wie die Briten nun einmal sind, versuchten sie es im nächsten Jahre nochmals. Von April bis Juli 1917 brandeten die englischen Sturmwellen in den vier gewaltigen Schlachten im Raume von Arras vergeblich gegen die deutschen Abwehrstellungen an. Auch hier gab es mit 82 354 Toten und 251 702 Verwundeten die dreifachen Totenzahlen und die zweieinhalbfachen Verluste an Verwundeten wie auf seiten des deutschen Verteidigers. Bei den anschließenden 16 furchtbaren Flandernschlachten vom 31. Juli bis Dezember 1917 verloren die Engländer bei ihren zähen erfolglosen Durchbruchsversuchen nochmals 91 053 Tote gegen 37 630 Gefallene auf deutscher Seite und 275 965 Verwundete gegen etwas mehr als die Hälfte bei den deutschen Armeen.

Die entsetzlichen Blutopfer der Arras- und Flandernschlachten, die letzten Endes zu keinem strategischen Erfolg führten, sind in England noch nicht vergessen. So schmerzlich auch die Verluste auf deutscher Seite waren, so hat der zähe Kämpfer im feldgrauen Rock durch einen Abwehrkampf, der uns und den künftigen Geschlechtern immer als ein Kampf von wahrhaft übermenschlicher Größe erscheinen wird, trotz vielfacher Übermacht doch dem Engländer erstmalig gezeigt, was ein Krieg mit der deutschen Wehrmacht bedeutet. Die Massengräber von Arras, die Hölle der Herbstschlacht von Flandern, in England mit Grauen der „Blutsumpf von Paschendaele" genannt, das soll und wird die britischen Landungsdivisionen auch diesmal erwarten, wo immer und wann sie antreten. Mr. Churchill schrieb noch vor zwanzig Jahren hierüber:

> „Wir trieben beinahe fünf Monate zwecklos die Truppen durch den Schlamm von Paschendaele vorwärts, verloren 400 000 Mann und brachen beinahe das Herz des britischen Heeres. Nach Paschendaele hat die mächtigste Armee der englischen Geschichte nicht mehr im wahren Sinne des Wortes gekämpft, denn ihr Geist war getötet, ihr Glaube vernichtet und ihre Hoffnungen waren zerstört."

Den Kampfgenossen der britisch-amerikanischen Terrorflieger einen Empfang „kostspieliger als Waterloo" und eine Abfuhr „umfangreicher als Paschendaele" zu bereiten, das ist die Aufgabe, die klar erkannt ist und erfüllt werden wird. Dann wird aus allen Kämpfen und schmerzlichen Opfern ein stolzes Großdeutsches Reich und ein neues Europa in friedlichem, ungestörtem Aufbau erstehen.

Dr. Oskar Liskowsky

Die Schöne von POISON-SUR-MER

Ein erster Sonnenstrahl an diesem Januarmorgen, der trübe aufgedämmert war wie eine ganze Kette von regendurchpeitschten Tagen vor ihm, ließ den Platz vor der Kaiserallee und den turmgekrönten Kinopalast drüben in der Steglitzer Schloßstraße in freundlicher Helle aufleuchten, als Oberleutnant Dirk Tettau die Straßenbahn verließ, um von hier den Weg zum nächsten S-Bahnhof einzuschlagen. Berlin — das sah er bei jedem Schritt — hatte sein altes Gesicht verloren und war ein Stück Front geworden. Schutt lag auf dem Damm, geretteter Hausrat stand vor zerfetzten Häuserwänden. Aber niemand lungerte müßig herum. Überall war man dabei, Schäden auszubessern und Ordnung zu schaffen. Härte schien in die Herzen gehämmert, unerbittlicher, noch stillschweigender Haß war in den Nächten geboren, die feiges Gangstertum mit Terror und Feuer überfallen hatte!

Und neuer Lebenswille quoll aus den Gesichtern. Pfiff da nicht einer ein Lied vor sich hin? Dirk Tettau stutzte. Er kannte die Melodie, die der Junge, schwer bepackt mit einer Fleischermulde, von sich hinpfiff: „Man müßte Klavierspielen können . . .!" Eben noch, in der Linie 40, die ihn von Dahlem hereinbrachte, hatte er an das Liedchen denken müssen, das „der Racker" an der blauen Kanalküste so gern bei offenem Fenster am Klavier geträllert hatte. Im selben Augenblick mußte er lächeln; natürlich war der Schlager eine „Berliner Pflanze", war von Urlaubern mit zur Front gereist, und dort hatte ihn sich „der Racker" eingefangen. Wer weiß, wozu! Um ihrerseits Gimpel zu fangen? Denn der Racker war eine Demoiselle, blondhaarig und schlank und mit Augen, die grün wie das Meer an der bretonischen Küste schillerten. Den Spitznamen „der Racker" hatten ihr Kameraden gegeben. Man traute ihr nicht recht.

An diesen „Racker" hatte Dirk bei der Melodie denken müssen, und jetzt stutzte er ein zweites Mal — keine zehn Schritt vor ihm ging ein junges Mädel, dem die gleiche blonde Lockenfülle unter dem Hutrand hervorquoll wie der Schönen von Poison, und auch der Gang erinnerte an jene. Dirk war schon nahe heran, als das Mädel den Kopf wandte.

„Gerda! . . .

„Dirk! . . . das nenn' ich eine Überraschung!"

Gerda war die beste Freundin von Dirks Schwester. Der Krieg hatte die Bindungen, die einstmals einen großen Kreis von jungen Menschen in der Tettauschen Wohnung zusammengeführt hatte, gelockert. Da gab es also viel zu erzählen. Wie von selbst kam das Gespräch auch auf Eggi, Gerhard Eggers.

„Ist er noch im Lazarett?" fragte Dirk, „Ihr seid doch sicher längst . . ."

„Na, was denn? Gute Freunde. Natürlich . . ." unterbrach sie ihn rasch.

„Ich weiß, was du fragen wolltest, Dirk. Um Irrtümer zu vermeiden — verlobt sind wir noch nicht. Ich fürchte, Gerhard hat sich von seinem kurzen Urlaub nach der Lazarettzeit mehr versprochen. Es wird manchem von draußen ähnlich gegangen sein. Sie finden ja alle das alte Berlin nicht mehr! Und Gerhard konnte sich nicht dreinfinden, daß ich nicht ständig Zeit für ihn hatte. Es war nicht meine Schuld. Ihr wißt ja, was gerade jetzt auf uns lastet.'

Dirk wiegte den Kopf. „Unser alter Eggi", sagte er. „Himmelsstürmer und Träumer in einem, im Grund aber doch ein prima Junge!"

„Das weiß ich. Und es tut mir schrecklich leid, daß ich nicht so zu ihm sein konnte, wie er sich's erträumt hatte!"

„Und nun ist er wieder im Osten?"

„Nicht doch! Am Kanal . . . in Poison, unweit von Paimpol in der Bretagne —"

„In Poison? Ausgerechnet in meinem Poison-sur-Mer?" Tettau blieb stehen. „Eggi in Poison! Da wären wir uns ja fast in die Arme gerannt! Zwei volle Monate lag ich ganz dicht bei dem Nest."

„Hm, also Poison-sur-Mer!" Tettau machte noch immer ein nachdenkliches Gesicht. „Und wie geht es ihm denn sonst?"

„Ach, er schreibt nicht viel, Dirk. Und — und so anders als früher. Belanglosigkeiten eigentlich, beispielsweise von einer Bekanntschaft, die er mit einer Elsässer Familie gemacht habe, in deren Landhaus am Meer er gern als Gast gesehen werde. Gibt es denn das?"

Dirk Tettau horchte plötzlich auf. Hatte man nicht gesagt, „der Racker" stamme aus dem Elsaß? Sollte der gute Eggi die Dummheit gemacht haben . . .? Ehe Dirk antwortete, fuhr Gerda fort: „Ich bin so in Unruhe seit seinem letzten Brief. Es ist übrigens der einzige, den er bisher geschrieben hat. Ein dummer Traum kam hinzu. Und, wie gesagt, die Enttäuschung, mit der er hinausging! Gerhard ist so vertrauensselig. Was meinst du, Dirk?"

Dirk zwang sich zu einem Lächeln. „Ach was, Träume! Und Angst und Bange? Ausgerechnet du? Übrigens will ich ihm schreiben. Ich hatte es längst vor." Gerda gab ihm Eggis Feldpostanschrift. „Ich hab' da Freunde in Poison", sagte Dirk. „Die sollen mal ein bißchen auf unsern großen Jungen aufpassen."

Sie drückte ihm dankbar die Hand. Noch am gleichen Abend warf Dirk einen Brief an den Gefreiten Gerhard Eggers in den Kasten.

*

Eines Morgens geschah es, daß ein Mädel, das wie eine Pariser Modedame aussah, mit ihrem Hündchen, einem drolligen Bully, den gleichen Weg ging, den der Gefreite Eggers mit seiner Befehlsmappe zu gehen hatte. „Ein Filmstar", war sein erster Gedanke. Zugleich mußte er an Gerda denken — irgend etwas erinnerte ihn an die Freundin, an die er all die Tage mit so widersprechenden Gefühlen gedacht hatte; aber natürlich nicht der grell geschminkte Mund, auch nicht der wiegende Gang auf den hohen Absätzen, nicht die Strümpfe aus durchsichtigem Flor, die die Beine fast nackt erscheinen ließen. Er folgte der Fremden, die ihn nicht beachtet hatte, und da geschah es — daß ihr ein Handschuh entglitt. Im Nu stürzte er hinzu, hob ihn auf und reichte ihn der erstaunten Dame.

„Oh, danke schön! Danke!"

Nun war das Erstaunen auf seiner Seite. Sie sprach nicht nur deutsch, nein, sie sagte dem Überraschten auch lächelnd, daß sie ja eine Deutsche sei . . . Elsässerin. So wurden sie bekannt; er erfuhr, daß sie bei Bruder und Schwägerin in dem Châlet wohne, das da vor ihnen am Rande der Bucht lag. Er erfuhr auch, daß sich ihr Bruder gewiß freuen werde, einen Landsmann bei sich begrüßen zu können, und endlich hörte er, daß der drollige Hund „Fingalf" heiße, was ja wohl ein nordischer Name sei. Sie wiederholte ihre Einladung, und

nach seinem nächsten Meldegang erwartete sie ihn vor ihrem Haus. In der Glasveranda, auf der man weit hinaus auf die im Sonnenlicht gleißende See schauen konnte, stand der Kaffeetisch gedeckt. Zweifellos, es war ein gepflegtes Heim. Der Bruder hieß den „Herrn Landsmann" willkommen, um ihn dann mit seiner Schwester allein zu lassen, die vom Hundertsten ins Tausendste lustig zu plaudern verstand.

Von Gerhard Eggers Dienst wurde nicht ein Wort gesprochen. Kam die Rede auf die Einwohner von Poison, so hatte Kora nur eine wegwerfende Handbewegung, und fiel das Wort England, ballte sie die Fäuste: „O la la, sie sollen uns kennenlernen!" Der Bruder arbeite an einem Werk über Tiefseeforschung, und die Schwägerin sei aus Sevilla gebürtig. Soweit schien alles in Ordnung. Nichts gab dem Verdacht Nahrung, den der Feldkommandant zufällig an einem der Tage, als Gerhard sein erträumtes Glück darin sah, im Hause des „schönsten Mädels von der Welt" aus- und eingehen zu dürfen, in einer Belehrung aussprach: „Seien Sie ja recht zurückhaltend und vorsichtig im Verkehr mit Eingesessenen und Fremden. Auch die sogenannten Reichsdeutschen hier sind mit Vorsicht zu genießen."

Und doch geschah es, daß eines Tages der vom Glück Benommene stutzte: seine im Flur abgelegte Befehlsmappe lag, als er sich von Kora verabschiedete, nicht an ihrem Platz. Allerdings brachte sie der Bruder sofort herein und schimpfte auf den Zwergbully: „Was sagen Sie, lieber Freund?... Bijou hat Ihre Mappe verschleppen wollen! Schäm' dich, Bijou!" Aus dem nordischen „Fingalf" war dabei also ein kleiner Franzose geworden. Kora biß sich auf die Lippen — um im nächsten Augenblick mit ihrem verführerischsten Lächeln zu sagen: „Morgen nicht zu spät, mein Lieber! Versprich es!"

Obwohl ein kalter Seewind über das dürre Gras fegte, troff ihm der Schweiß von der Stirn. „Bin ich von Blindheit geschlagen gewesen?" stammelte er immer wieder vor sich hin. Melzer, der Abteilungsschreiber, empfing ihn mit der Mitteilung: „Zwei Briefe für dich, Eggers — hier sind sie!"

Der eine war von Gerda. Zwei Zeilen sprangen ihm sofort in die Augen: „Ich bin in Sorge um dich, Gerhard! Mir träumte, daß du in einer großen Gefahr bist. Du bist so gut, aber auch so vertrauensselig..."

Der andere Brief kam von Dirk Tettau. „Laß dich in diesem an sich so wunderschönen Poison vor allem warnen, Eggi, vor dem Flittchen, das wir den ‚Racker' nannten... platinblond, Augen meergrün. Erkennungsmale: Mausegraue Zwergtöle namens Bijou..."

Eine halbe Stunde später stand der Gefreite Eggers vor seinem Einheitsführer. Der hörte sich die ohne Beschönigung vorgebrachte Meldung über den Verkehr mit der sogenannten Elsässerin Kora an und sagte nur: „Wird bereinigt!"

Diese „Bereinigung" erbrachte keine kleine Überraschung: das Châlet barg nur noch als einziges Lebewesen den mörderisch kläffenden Zwergbully Bijou alias Fingalf und förderte im Keller eine zerstörte Geheimsenderanlage zutage.

Den umgehend in Marsch gesetzten Kraftfahrern gelang es, die Flüchtigen aus dem abfahrbereiten Zug in St. Malo zu verhaften. Dabei stellte sich heraus, daß man in dem „Tiefseeforscher" einen gefährlichen Spion namens Efraim Mandel nebst seinen beiden Agentinnen dingfest gemacht hatte.

Wer war GNEISENAU?

Kolberg 1807. Gegen eine erdrückende Übermacht der Franzosen leistet die kleine Festung zähen Widerstand. Ihr Verteidiger aber ist Neidhardt von Gneisenau, unterstützt von Nettelbeck und Schill. Nicht umsonst ist diese tapfere und entschlossene Tat nun schon über ein Jahrhundert im Gedächtnis unseres Volkes bewahrt geblieben, ragt sie doch wie ein leuchtendes Fanal aus dem allgemeinen Niedergang des Preußentums heraus. Auf den Wällen von Kolberg findet die Waffenehre der preußischen Armee eine letzte Heimstatt, aus der sie sich nach der inneren Erneuerung des Heeres in den nächsten Jahren zu neuem Ruhme wieder erheben kann. Der 47jährige Gneisenau hat zu dieser Zeit bereits Jahrzehnte voller Unrast und Tatendrang hinter sich. Im Feldlager der Reichsarmee während des Siebenjährigen Krieges geboren, ist ihm das militärische Element von klein auf vertraut. Wurmser Husar, in Ansbachschen Diensten in Amerika — das sind die ersten Stationen seines unsteten Lebens, bis es ihm gelingt, in die Armee des Alten Fritz aufgenommen zu werden. Es folgen zwanzig ruhige Jahre als Kompanieoffizier in Löwenberg und Jauer, der Feuerkopf Gneisenau scheint wie verwandelt. Die Katastrophe von 1806 aber rüttelt ihn wieder auf, er erkennt die Unfähigkeit der preußischen Führung. In der Reorganisationskommission stößt seine schwungvolle Art, die Dinge anzupacken, bald auf Widerstand, besonders beim König. Gneisenau wird auf das diplomatische Gleis abgeschoben und findet in London, Wien, Petersburg und Stockholm keine Befriedigung für seinen ungestümen Tätigkeitsdrang.

Da bricht im Jahre 1813 der Freiheitssturm los. „Ich bin nie so hochbeglückt gewesen", schreibt er, obwohl man ihn nur zum Stabe Blüchers kommandiert. Erst nach dem Waffenstillstand von Poischwitz wird er Blüchers Stabschef in dessen Schlesischer Armee. 53 Jahre ist er damals alt, doch nach Ernst Moritz Arndt „in Haltung, Schritt und Gebärde einem Dreißiger ähnlich".

Das militärische Schrifttum rühmt Gneisenau als den fähigsten unter den Generalen der Verbündeten und als den bedeutendsten Gegenspieler Napoleons. Seine Zeit selbst aber hat ihm die Feldherrngloriole versagt. Bei der Anlage und Durchführung des Herbstfeldzuges von 1813 mußte er die von ihm als richtig erkannten Entschlüsse in aufreibendem Kleinkampf gegen die militärische Kamarilla der Verbündeten und ihre politischen Quertreiber durchsetzen. Nach dem Siege von Leipzig sagte ihm selbst der preußische König beim Einzuge in die Stadt „nur einige kalte, doch etwas freundliche Worte der Zufriedenheit mit der Schlesischen Armee". Es wirft ein treffendes Licht auf die Seelengröße dieses Mannes, daß er diese schwere Enttäuschung überwand und mit der gleichen Hingabe wie vorher weiterarbeitete.

Der Korse war geschlagen, sollte man ihn über den Rhein hinaus verfolgen? Wieder prallten die Meinungen aufeinander, und nur mit Mühe konnte der offensive Geist der Blücher-Gneisenauschen Kriegführung sich den Lauen und Zögerern gegenüber behaupten. „Nur in Paris können wir einen Frieden vorschreiben, wie ihn die Ruhe der Völker bedarf", an dieser These hielten Gneisenau und Blücher unumstößlich fest, bis schließlich „die Völkerwanderung auf Paris" in Gang kam. Noch fast zwei Monate wechselvollen Kriegsglücks, oft von verzehrender Ungewißheit, vergingen, ehe am 30. März 1814 die Nordostfront von Paris im Sturme genommen wurde.

Wir wissen, wie sehr auf dem Wiener Kongreß die hohen politischen Ziele, die das deutsche Volk in diesen Freiheitskampf geführt hatten, verwässert und wie sie schließlich dem politischen Krämergeist einer dynastischen Interessenpolitik geopfert wurden. Blücher und Gneisenau schwebte ein starkes, in sich geeintes Deutschland vor, mit einer stark gesicherten Westgrenze, die es nicht mehr zum Spielball seines westlichen Nachbarn werden ließ. Man sah sie jedoch als lästige Fanatiker an und schob sie beiseite. Da rief die Rückkehr Napoleons von Elba noch einmal die Militärs auf den Plan. Blücher erhielt den Oberbefehl über die preußisch-sächsische Feldarmee, Gneisenau wurde wiederum sein Generalstabschef. In diesem Feldzug erlebte er den grö[illegible] seines Lebens: nach der Niederlage bei Ligny ordnete er selbständig den Rückzug derart an, daß er kurz darauf in die Schlacht bei Waterloo rechtzeitig und entscheidend eingreifen konnte. Der letzte Halt des französischen Heeres brach damit auseinander. Bei den folgenden Friedensverhandlungen gewannen jedoch wiederum die Diplomaten die Oberhand. Im November 1815 kehrte Gneisenau enttäuscht aus Frankreich zurück. Die Zeit, die nunmehr anbrach, hatte wenig Verwendung für Männer seines Schlages. Am 23. August 1831 starb er in Posen.

Neben der volkstümlichen Gestalt des „Marschall Vorwärts" ist Gneisenau im Bewußtsein des Volkes stets in den Hintergrund getreten. Das persönliche Verhältnis der beiden war jedoch niemals durch diese Tatsache getrübt. Mit einem hohen Maß an Selbstüberwindung trat der geistig überlegene Gneisenau hinter den „Vater Blücher" zurück und stellte damit bescheiden „die große Sache" über die eigene Person. Vor seinen Feldherrntaten aber bekannte selbst Moltke in tiefer Verehrung: „Er hat Größeres geleistet als ich. Er hat ein Heer aus der Niederlage zum Siege geführt." *K. M.*

RITTERKREUZ TRÄGER

Hauptmann d. R. Hermann Ammer,
Führer eines Grenadier-Bataillons

Oberst Karl Arning,
Kommandeur eines Grenadier-Regiments

Leutnant Hans Bartkowiak,
Pionierzugführer in einem Panzer-Grenadier-Regiment

Oberfeldwebel Anton Bayer,
Zugführer in einem Grenadier-Regiment

Oberst Hans Boelsen,
Kommandeur eines Panzer-Grenadier-Rgts.

Hauptmann Joachim Borrmann,
Bataillonskommandeur in einem Gren.-Rgt.

Leutnant d. R. Walter Busch,
Kompanieführer in einem Infanterie-Batl.

Generalleutnant Kurt Chill,
Kommandeur einer Infanterie-Division

Wachtmeister Otto Diem †,
Geschützführer in einer Aufklärungs-Abt.

Leutnant d. R. Alois Eding,
Kompanieführer in einem Grenadier-Rgt.

Hauptmann d. R. Walter Elflein,
Kompanieführer in einem Grenadier-Rgt.

Unteroffizier Heinrich Engel,
Geschützführer in einer Sturmgeschütz-Abteilung

Major Fritz Fechner,
Abteilungskommandeur in einem Panzer-Regiment

Major Otto Frank,
Kommandeur eines Grenadier-Bataillons

Hauptmann d. R. Ludwig Franz,
Bataillonsführer in einem Grenadier-Rgt.

Hauptmann Helmut Frink,
Batteriechef in einem Artillerie-Regiment

Stabsfeldwebel Heinrich Gath,
Zugführer in einer Panzer-Aufklärungs-Abteilung

Oberst Anton Glasl,
Kommandeur eines Gebirgsjäger-Regiments

Feldwebel Georg Gransee,
Halbzugführer in einem Panzer-Regiment

Hauptmann d. R. Otto Hafner,
Kompaniechef in einem Grenadier-Rgt.

Oberfeldwebel Balthasar Hefter †,
Zugführer in einer Panzer-Abteilung

Oberst Ferdinand Hippel,
Kommandeur eines Grenadier-Regiments

Unteroffizier Karl Hofer,
Zugführer in einer Panzerjäger-Abteilung

Oberstleutnant Johannes Hoppe,
Führer eines Panzer-Grenadier-Regiments

Oberleutnant d. R. Adolf Hoyer,
Kompaniechef in einer Panzer-Aufkl.-Abt.

Generalmajor Edmund Hoffmeister,
Kommandeur einer Infanterie-Division

Hauptmann d. R. Paul Kazmaier,
Bataillonsführer in einem Grenadier-Rgt.

Oberleutnant Franz Kecht,
Bataillonsführer in einem Grenadier-Rgt.

Feldwebel Willy Keipp,
Zugführer in einem Grenadier-Regiment

Hauptmann d. R. Max Klüver,
Bataillonskommandeur in einem Panzer-Grenadier-Regiment

Oberst Richard Kotz,
Kommandeur eines Grenadier-Regiments

Major Hans Krah,
Bataillonskommandeur in einem Füsilier-Regiment

Hauptmann Friedrich-Wilhelm Krieger †,
Bataillonskommandeur in einem Grenadier-Regiment

Oberfeldwebel Ernst Krohn,
Zugführer in einem Grenadier-Regiment

Hauptmann Max-Georg Kroner,
Kommandeur eines Grenadier-Bataillons

Oberstleutnant Hanns Laengenfelder,
Kommandeur eines Grenadier-Regiments

Hauptmann Erwin Lange,
Bataillonskommandeur in einem Gren.-Rgt.

Hauptmann Günther Liethmann,
Batteriechef in einer Sturmgeschütz-Abt.

Oberfeldwebel Heinrich Lodtka,
Zugführer in einem Grenadier-Regiment

Oberst Kurt Lottner,
Kommandeur eines Grenadier-Regiments

SPIEGEL

sind Vergnügungsetablissements für unsere Augen, die auf billigste und einfachste Weise jeden Genuß verdoppeln

*

Der Wandspiegel verschafft uns Anblicke, das Spiegelparkett Einblicke

*

Überhaupt dieses Spiegelparkett! Kehrt das Unterste zu oberst! Selbst der Hochnäsige, sonst ganz von oben herab, zeigt sich plötzlich von unten herauf

*

Unter uns: Riefe mir eine schöne Frau zu: „Bring mir das herrlichste Gewand!" — ich brächte ihr einen Spiegel

*

Gefr. Kurt Milte

Der Lendenschurz

PAUL GEORG MÜNCH ERZÄHLT VON SEINEN LAUSBUBEN

Wie mochte es wohl in vorgeschichtlicher Zeit in unserer Heimat ausgesehen haben! Meinen Jungen am Ende des vierten Schuljahres davon zu erzählen, war die Aufgabe des Fräulein K.

Nach dem Grundsatz: Erst das Greifbare und Gegenwärtige und dann das Wahrscheinliche und Vergangene! hatte sie sich einen etwas merkwürdigen, aber immerhin durchdachten Plan zurechtgelegt: sie wollte zunächst Art und Sitte jener wilden Völker schildern, die über die Kulturstufe unserer ältesten Ahnen bis heute nicht hinausgekommen sind.

„Ich will euch heute von einem Volk erzählen", begann Fräulein K., „das noch jetzt ein so kümmerliches Dasein fristet wie unsere Vorfahren vor Jahrtausenden. In der nächsten Stunde werden wir uns dann recht gut das Leben und Treiben von denen vorstellen können, die als erste Menschen in unsere Heimat kamen und sich hier niederließen."

Es sei vorausgeschickt, daß diese zweite Stunde Heimatkunde von Fräulein K. niemals gehalten wurde, weil sie es nach ihren Erfahrungen mit meinen Jungen vorzog, lieber in einer Mädchenklasse zu unterrichten ...

Und noch eine zum Verständnis des Berichtes notwendige Vorbemerkung: durch etwas neugierig hindurchschauen, durchlugen, bezeichnen die Leipziger Jungen mit „illern". —

Fräulein K. begann ihre Unterrichtsstunde so:

„Wer von euch hat denn schon einmal etwas von einer Steppe gehört?"

Nur ein paar meldeten sich

„Womit ist denn die Steppe bedeckt?"

„Mit Gras."

„Sag aber einen vollständigen Satz!"

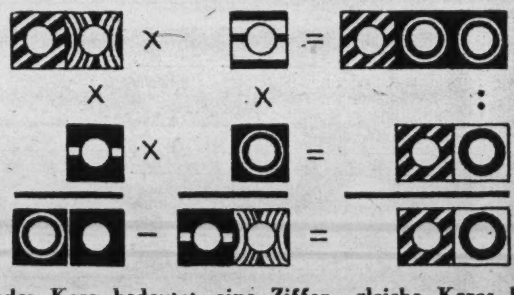
„Die Steppdecke ist aus Gras."

„Da müßtest du aber sagen: Steppendecke! Sonst ist das Unsinn. Wer weiß, warum?"

Einer wußte Bescheid: „Weil unsere Steppendecke zu Hause aus Watte ist!"

UNSERE KNOBELECKE

Raten und Rechnen



Jedes Karo bedeutet eine Ziffer, gleiche Karos bedeuten immer gleiche Ziffern. Diesen Angaben entsprechend sind die Ziffern zu finden, die — in die runden Felder eingesetzt — die senkrechten und waagerechten Rechenaufgaben richtig lösen.

Silbenrätsel

a — al — ar — ba — bal — beer — bus — che — ci — de — di — die — do — draht — e — e — e — eh — es — fir — ga — gi — gie — hau — in — is — kor — land — le — leh — lek — lin — lor — mäu — mu — nar — nau — ni — nis — now — phi — ra — rai — re — re — rec — ren — ri — rie — sard

KE

ros be-
en ent-
die run-
waage-

che —
— e —
— is —
— mäu
phi —
— sard

— sa —
al —
'e —
Aus v
leren
nach u
1. Hin
euerw
Sternk
neerin
werk,
12. K
ische
punkt,
7. tür
Malaii
ihrer
3. Na

„Das ist auch wieder falsch! Ihr habt zu Hause eine Steppdecke!"
Einer hob die Hand.
„Was willst du?"
„Fräulein, wir haben aber z w e i Steppendecken!"
„Meinetwegen habt ihr ein Dutzend! Sag aber Steppdecke! Stepp! Stepp!" eiferte sie.
Einer stand auf und gab dem Fräulein einen Wink: „Wenn er aufhören soll, kann man auch sagen: Stopp!"
„Setz dich!! Gehört gar nicht hierher!"
„Fräulein K.", fragte ein anderer, „gehört das hierher: mein Onkel nennt mich manchmal kleener Steppke?"
„Zum Kuckuck! Das hat doch alles nichts mit Steppe zu tun! Also Schluß jetzt! Seht her! — Denkt euch eine unendlich große, versandete Wiese mit Gras und Dorngestrüpp, hier und dort ist das Gras schon versengt. Die Sonne brennt. Ein Trupp halbverdursteter Menschen kommt daher. Männer, Frauen und Kinder, sie suchen den Quell alles Lebens, sie suchen Wasser. Ihre Haut ist rötlichgelb — —"

„Ha! Das sind sicher Indianer!"
„Nein, sie haben vorstehendes Kinn und eingedrückte Nasen."
„Das sind vielleicht Boxer!"
„Nein, paßt auf, wie die Leute heißen, die jetzt kommen: das sind Buschmänner."
Unglücklicherweise hieß einer in der Klasse Buschmann. Natürlich drehten sich alle nach Buschmann um.
„Seid doch nicht so kindisch! Fritz Buschmann ist doch kein Buschmann! Jetzt schaut ihr m i c h an! — Warum lachst du da?"
„Weil das so klang, als ob Sie eine Buschfrau wären!"
„Solchen Unsinn laßt ihr gefälligst! Außerdem hieße es nicht Buschfrau, sondern Buschmannsfrau; Hausfrau und Hausmannsfrau ist doch zweierlei! — Hört gut zu!"

Einer hatte aber dazu noch etwas zu bemerken:
„Fräulein K., meine Mutter ist eine Hausfrau und eine Hausmannsfrau."
„Schluß jetzt damit! Jetzt betrachten wir weiter unsere Buschmänner! Sie tragen Sandalen, mit der Spitze nach unten gebogen. Warum denn wohl?"
„Daß sie sich im Sand besser einkrallen können! Das sind Fußballersandalen!"
„Ihnen ist es weiß Gott nicht wie Fußballspielen zumute, langsam und mühselig schleppen sie sich im Sonnenbrande hin. Sie gehen nackt, sie tragen nur einen ledernen Lendenschurz."
Oh, das hätte Fräulein K. nicht sagen sollen! Mir schwante gleich nichts Gutes, denn die Jungen waren so erzogen, daß sie sich nicht mit Redensarten und unklaren Begriffen abspeisen ließen, sondern fragten. Sie hörten sicher den Ausdruck Lendenschurz in ihrem Leben zum erstenmal und konnten sich nichts Rechtes vorstellen.
Natürlich stand bereits einer auf und fragte: „Was ist denn das: Lendenschurz?"
„Wie der Name sagt: ein Schurz um die Lenden!"
„Was sind denn das, Lenden?" Dabei schaute er sie an, als wollte er sagen: in der Gegend dort sind sie, aber wo denn nur?
Fräulein K. zauderte einen Augenblick. Wie sage ich's meinen Kindern! Sich selbst wollte sie offenbar nicht zum Anschauungsmittel machen, sie ließ einen Jungen vorkommen, holte ihr Schultertuch und legte es ihm als Lendenschurz um. Der Junge sagte, wie von einer plötzlichen Erleuchtung beglückt:
„Ach so, Fräulein K., sie meinen: die Buschmänner tragen Badehosen?"
„So etwas Ähnliches. Wir wollen aber nicht Badehosen sagen, sondern: sie tragen einen ledernen Lendenschurz."
Schon kam wieder eine Hand hoch. Sie hätte es gern übersehen, aber der Junge bestand hartnäckig auf Beachtung seiner Winkerzeichen.
„Fräulein K., warum tragen die denn gerade Badehosen aus Leder?"

„Herrgott nochmal! Nicht Badehose — Lendenschurz!"
Die Frage war ihr willkommen, weil sie darauf zu sprechen kommen wollte, daß die Menschen ihre erste Kleidung aus Fell und Leder bereiteten.
„Wer kann sich denken, warum die Lendenschurze aus Leder sind?"
„Die halten länger, da kommen nicht so leicht die Motten 'nein!"
„Aber in Sachen, die man auf dem Leibe trägt, kommen doch nicht die Motten!"
Ein Junge hatte eine Überlegung, die gar nicht dumm war; er sagte:
„Badehosen aus Leder platzen beim Turnen nicht!"
Jetzt war die Geduld des Fräulein K. dem Platzen nahe!
„Aber nein", wies sie die Antwort barsch zurück. „Das hat einen anderen, viel wichtigeren Grund!"
„Leder kann man abwaschen!" rief einer.
Fräulein K. brachte ein unsäglich gequältes „Ja, vielleicht auch das!" heraus, atmete aber erst wieder auf, als sich Peter zum Wort meldete.
„Na, Peter, warum tragen sie wohl Lendenschurze aus Leder?"
„Ich weiß es! Durch Leder kann man nicht durchillern!"
Fräulein K. lief so ziegelrot an wie der Sand in der Kalaharisteppe. Hätte sie doch die Buschmänner ruhig nackt gehen lassen, keinem Jungen dieses Alters wäre es eingefallen, darüber weiter nachzudenken.
„Schaut mich an! Wir fahren fort. Plötzlich erschallen Jubelrufe der Späher, die voranmarschieren: Wasser! Wasser! Sie haben unter Dorngestrüpp ein Rinnsal entdeckt. Nun können die Buschmänner trinken! Rasch gehen sie ans Werk, sich hier eine Wohnung zu bauen; sie stecken Äste in den Sand, verkleiden sie mit Gras, und fertig ist das erste Bauwerk der ersten Menschen: der Windschirm!"

Einer wollte dazu etwas bemerken. Sie rief ihn gern auf, denn nach Erledigung der Kleiderfrage waren Abschweifungen ins Peinliche wohl nicht mehr gut möglich.
„Was hast du zum Windschirm zu bemerken?"
„Da kann man auch sagen: sie machten eine spanische Wand!"
„Eine spanische Wand hat einen anderen Zweck."
Franz unterbrach sie und warf ein:
„Ich weiß es! Unsere Rosemarie hat vor ihrem Bett eine spanische Wand, da zieht sie sich dahinter aus!"
„Das will ich ja alles gar nicht wissen! Merkt euch nur: sie bauen sich einen Windschirm oder Windschutz. Welchen Zweck hat er natürlich? — Ulrich, steh auf und sag auch mal was!"
Ulrich, ein feistes Pfläumchen, erhob sich und sagte:
„Da können sich abends die Buschmänner hinter der spanischen Wand ihre Badehosen ausziehen, wenn sie ins Bette gehen!"

Wir stellen vor: Angelika Seidel,
Bildberichterin der Zeitschrift „Unser Heer"

Sie selber hat sich bereits in Folge 4/1944 vorgestellt: durch ihre Bilder. Erinnert ihr euch? Mutig, wie sie ist, nahm sie „die alten Herren" aufs Korn, oder besser: in den Sucher. Und da sie die Gegensätze liebt, sind heute die Jüngsten dran, Schwarzwaldmädel und Schwarzwaldbuben — auf der nächsten Seite!

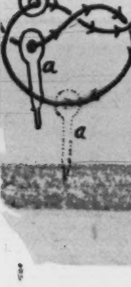
„Ulrich, du machst bis morgen eine Strafarbeit, weil du wieder von Badehosen gesprochen hast!"
Nachdem sie sich einigermaßen beruhigt hatte, wandte sie sich wieder an die Klasse: „Wer hat außerdem den großen Unsinn gehört, den Ulrich sagte?"
„Er hat gesagt, die Buschmänner ziehen die Bad . . . die Lendenschurze aus, wenn sie ins Bette gehen!"
„Fein, du hast gut aufgepaßt! Was ist denn daran so töricht?" Sie wollte natürlich zurückgewiesen haben, daß Nomaden im Besitz von Betten seien. Die Gedanken des Jungen gingen aber in ganz anderer Richtung, er sagte:
„Die Buschmänner behalten wahrscheinlich die Badehosen auch im Bette an!"
„Zum Kuckuck, wo sollen sie denn die Betten herhaben!! Und nun laßt mich aber mit den Badehosen ungeschoren! Sagt dreimal im Chore: Len — den — schurz"
Kaum war der Sprechchor verklungen, hob wieder einer die Hand, der kleine Manfred. Das war ein ruhiger, ernster und überlegsamer Junge, ein scharfer Denker; er hatte bisher offenbar über die Frage nachgegrübelt: Warum ist sie so gegen die Badehose, und warum legt sie solchen Wert auf Lendenschurz! Gegen Badehose hat sie was! Welcher Unterschied ist denn da eigentlich?
Er hatte es! Er stand auf, und was er sagte, war die letzte Antwort, die sie in meiner Klasse entgegennahm: Manfred sagte:
„Fräulein K., ich weiß den Unterschied zwischen Lendenschurz und Badehose: die Badehose sitzt feste, aber den Lendenschurz kann man hochklappen!"

— sa — sa — se — sis — sper — stra — su — ta —
al — tät — te — te — tes — til — tri — tus — u —
e — ver — ver — vol — wörth — zi.

Aus vorstehenden Silben sind 23 Wörter zu bilden, deren Anfangs- und Endbuchstaben, beide von oben nach unten gelesen, ein Wort von Ernst Jünger ergeben. 1. Hindernis im Stellungskrieg, 2. Ehrengeleit, 3. Handfeuerwaffe, 4. einheimischer Raubvogel, 5. Muse der Sternkunde, 6. römischer Geschichtschreiber, 7. Nordmeerinsel, 8. japanischer Kriegsadel, 9. großes Stauwerk, 10. Stadt in Bayern, 11. Waffengattung, 12. Kriegskunst, 13. Sinnbild des Ruhmes, 14. moralische Selbstverständlichkeit, 15. Grundlage, Ausgangspunkt, 16. Held einer Dichtung Hartmanns von Aue, 17. türkisches Rauchgerät, 18. Ostseebad, 19. Name des Malaiischen Archipels, 20. italienischer Freischarenführer, 21. griechischer Verräter, 22. Anstreichmittel, 23. Naturkraft.

WER HAT'S GERATEN?

Auflösungen aus der vorigen Folge

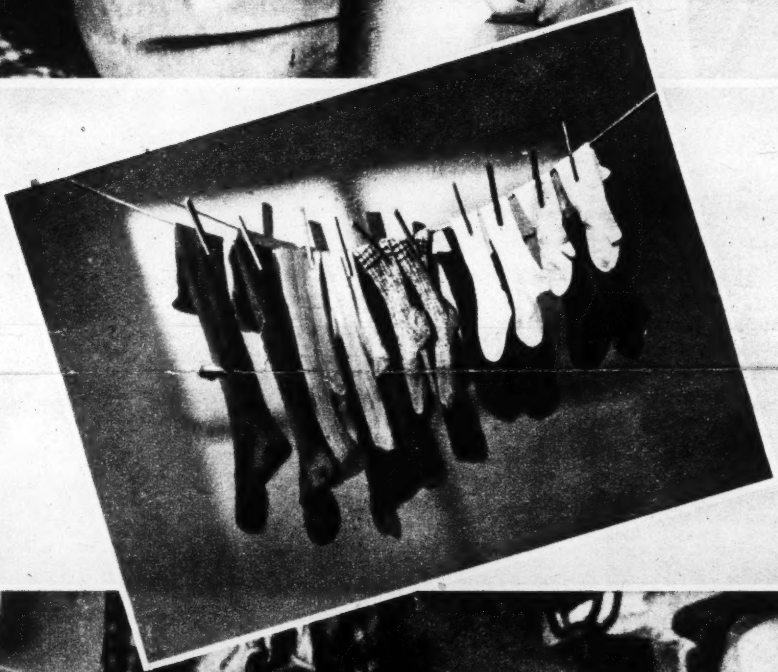


Magisches Quadrat
Eine der Lösungen

21	20	25
26	22	18
19	24	23

Der Schlüssel im Knoten. Lösung siehe Figur links

Verlagsleiter: Maximilian Künzner (im Wehrdienst), i. V.: Georg Macknow, Berlin, Hauptschriftleiter: i. V. Fred-Erich Uetrecht, Berlin. Verlag: „Die Wehrmacht" K-G., Berlin SW 68, Schützenstraße 18—25, Fernruf: 17 47 21, Postscheckkonto Berlin Nr. 332 / Alleinauslieferung, Anzeigenverwaltung und Druck: Berliner Verlagsanstalt GmbH., Berlin SW 68, Schützenstraße 18—25



„Wie die Orgelpfeifen ..."

so erzählt unsere Angelika Seidel, „hängen da an dem alten Schwarzwaldhaus sechs Paar Strümpfe auf der Leine. Wie die Orgelpfeifen! Das ist auch mein erster Gedanke, als ich die sechs Buam und Maidli sehe, die zu diesen Strümpfen gehören. Nur der Krach, den diese muntere Gesellschaft zuweilen auf der „Bühne", dem großen Heuboden, auf den Laubengängen und in den niedrigen Stuben macht, klingt manchmal lauter noch als alle Orgelpfeifen. ‚Ja, das sind meine Sechs!' sagt Helga, und ich höre den Stolz heraus. Nicht, daß sie selbst schon ... Wo denkt ihr hin? ‚Ihre Sechs' — das sind die Kinder der Bäuerin, Helga aber ist die junge Arbeitsmaid, die ihr bei der Arbeit in Haus und Hof tüchtig zur Hand geht. Als sie hört, daß ich sie für die Soldaten fotografieren will, läuft sie puterrot an. ‚Aber dann nur mit meinen Kindern!' meint sie, und schon hat sie ihre Familie Gänseklein beim Wickel, das heißt beim Wickel nur den Kleinsten, das Jaköble, die anderen sind sowieso von früh bis spät um sie herum und hängen an ihr wie die Kletten"